Sagen

aus dem Appenzellerland

Das Land Appenzell

19

Sagen aus dem Appenzellerland

Sagen

aus dem Appenzellerland

Appenzeller Verlag

1. Auflage, 1987
2. Auflage, 2008
© Verlag Appenzeller Hefte, CH-9101 Herisau
Satz und Druck: Appenzeller Druckerei, Herisau
Zeichnungen: Werner Meier, Trogen
ISBN: 978-3-85882-115-7
www.appenzellerverlag.ch

Inhalt

Kleiner Wegweiser zum Sagenschatz 7
Der Riese Säntis *Fassung A* 11
Die Sage vom Säntisriesen *Fassung B* 12
D Sag vom Blaue Schnee 13
Wie die Ebenalphöhle entstanden ist 15
Der Bötzler 17
De Sepp ond di schö Frau 20
S Häxewäldli 23
De Karfunkelstää 27
De Stefelhans 30
Woher der Fälensee seinen Namen hat *Fassung A* 33
Der Hirt im Fehlen *Fassung B* 35
Der Grenzstein 38
De Vogt vo Schwendi 41
Zeno, der Waldschmied 43
Der unheimliche Fuchs 47

Karte mit den in den Sagen genannten Orten 50
Hinweise 51
Worterklärungen 52
Literaturverzeichnis 53

Kleiner Wegweiser zum Sagenschatz

Die Sage ist eine Aus-Sage der Volksseele. Dabei muss man sich freilich davor hüten, auf romantische Weise anzunehmen, unsere Sagen seien wie ein Wunder eines Tages aus dem Gemüt des Volkes hervorgegangen. Wie beim Volkslied gab es einmal einen Urheber. Wichtig aber war, ob die zuhörende Gemeinschaft das Vernommene aufnahm und als ihrem Wesen gemäss weitergab. Was z. B. alte Leute im Zwielicht der Dämmerung geheimnisvoll zu sagen wussten, wurde zur Sage. Das gilt weltweit und auch für das Sagengut der engsten Heimat. Das Appenzellerland ist rundherum vom Kanton St. Gallen umgeben. Die Sammler der St.Galler Sagen stellten nun fest, dass diese im nördlichen Teil des Kantons sehr dünn gesät sind, im Süden aber in reicher Fülle vorkommen, wie es Alois Senti für seine Sarganser Heimat und das Werdenberg nachgewiesen hat. Nicht anders im Appenzellerland. Die Sage als Mutter aller Erzählkunst im Alpenland ist im Alpstein in beglückender Dichte anzutreffen. So stammen denn auch die Appenzeller Sagen dieses Heftes fast ausnahmslos aus Innerrhoden. Gewiss zeigt sich neben der Gebirgsnatur des Landes auch das katholische Bekenntnis als wundernäher und damit sagenfreundlicher als das evangelische, was freilich nicht hindert, dass gelegentlich auch Neugläubige sich in «schwierigen Fällen» den Rat eines Kapuziners einholen, der sich nach dem Volksglauben in der zwielichtigen Welt geheimer Kräfte besonders gut auskennt.

Unsere Sagen entstanden in einer Frühzeit, in welcher der Mensch seine Umwelt nicht verstandesmässig, sondern magisch erfasste und deutete. Wo z. B. heute die Geologie für die Entstehung einer Alpenhöhle oder die Verwüstung einer hohen Alp durch einen Bergsturz oder einen Firnvorstoss eine wissenschaftlich zu beweisende Erklärung bereithält, glaubten die Ahnen an teuflische Gewalt oder menschliches Versagen als Ursachen. So wird z. B. der Durchbruch der Wildkirchlihöhle als Tat eines erbosten Teufels dargestellt, und der «Blaue Schnee» verschüttete eine Alp hoch oben am Säntis, weil der dortige Senn ein wüster Geselle war, welcher seine Braut verwöhnte, die arme, alte Mutter aber mit Schweinekost abfertigte.

Das ist, nebenbei bemerkt, ein Beispiel der sog. Wandersagen, die sich in gleicher oder doch ähnlicher Form an manchen Orten finden. Der entsprechende Untergang einer schönen Alp wird u. a. vom Glärnischfirn im Lande Glarus und von der Blüemlisalp im Berner Oberland erzählt. Schwer

auszumachen, wo die «Ur-Sage» entstand und auf welchen Wegen die Sage anderswo angesiedelt worden ist. Älpler trafen sich ja auf einheimischen und auswärtigen Märkten, auf Kriegszügen und im fremden Solddienst. Man erzählte sich wohl bei einem oder etlichen Gläsern Wein spannende Geschichten, und bei der Heimkehr siedelte man sie, um die Anschaulichkeit und die Glaubwürdigkeit zu erhöhen, in der eigenen Gegend an. Das Bedürfnis, Gericht über Bösewichter zu halten, war ja allerorten vorhanden.

Da und dort verlangte eine Merkwürdigkeit der Natur nach einer Erklärung. Wer das Brühltobel hinauf zum Sämtisersee wandert, fragt sich ja heute noch, weshalb der Bestand an hochstämmigen Bäumen mit einem Male erstaunlichem Zwergwuchs weicht, und zwar weit unterhalb der Waldgrenze. Dr. h. c. Emil Bächler erklärte mir vor Jahrzehnten, dass das kein Hexenwerk, sondern auf eine Unterkühlung des Bodens zurückzuführen sei. Die Sage aber hat eine fesselnde Geschichte von einem enttäuschten und erzürnten Zwergenvolk ersonnen. Weit hinten im Quellgebiet des Weissbaches steht ein grosser, auffallend roter Stein. Der Volksmund sah darin eine Erinnerung an den Waldschmied Zeno, der als dort gebliebener Angehöriger wandernder Zigeuner ein verstockter Heide war und der christlichen Botschaft widerstand.

Ein «Auswärtiger» unter den umgehenden Gestalten war auch der «Stefelhans». Er hatte zu Lebzeiten im Rheintaler Dorf Oberriet als Amtsmann heuchlerisch und geldgierig z. B. als Erpresser Sterbender sein Unwesen getrieben und musste als Geist im Alpstein dafür büssen. Heute hat man ihn indessen nicht mehr zu fürchten, weil er, wohl durch den Alpsegen gebannt, verschwunden ist. Doch erinnert der «Stifel» als steiler Anstieg vom Sämtisersee zum Fälensee immer noch an die Büsserzeit des «Stefelhans». Unweit vom «Stifel» ist der Bötzel, wo der böse «Bötzier» hauste. Wie im Märchen vom Rumpelstilzchen entkräftete ihn das Herausbringen seines Namens. Namenzauber!

Manchmal forderte auch ein nicht ohne weiteres verständlicher Name einer Örtlichkeit die Einbildungskraft sinnender Hirten heraus. Woher hat zum Beispiel der bald strahlende, bald unheimliche Fälensee seinen Namen? Die Sage bemüht sich gleich in zwei Fassungen um die Deutung des Namens, der von Verfehlen und Fehlschlag hergeleitet wird.

Ebenfalls zwei verwandte Sagen schreiben die Entstehung unserer alemannischen Streusiedlung der grünen Bauernwelt einem Riesen zu. Die eine Sage lässt einen Bauern mitwirken, der dem Sack eines Riesen, der

viele Häuser zusammengepackt hat, mit der Sense einen Schlitz beibringt, so dass diese herauskollern und sich in weiter Runde zerstreuen. Die zweite, freundlicher gestimmte Sage lässt den Riss im «Hüüslisack» durch eine scharfe Felskante entstehen, und der gutmütige Riese sah mit Behagen, wie die herauspurzelnden Häuslein gar gut in die grünen Matten passten.

Im Hochgebirge toben nicht selten wilde Unwetter, die Grauen erregen. Daher spricht die entfesselte Natur in manchen Sagen ihr unheimliches Wort mit. Der Wetterschreck kann das Auffinden eines kostbaren Steines oder die Erlösung einer schönen Frau verhindern. Nicht der Erlösung teilhaftig wurde eine Hexe, die sich als böses Füchslein bei der Tränke in die Viehherde eines Nachbarn einschlich und einen Schuss nicht überlebte. Dass man gut daran tut, auf Geister zu achten und womöglich mit ihnen zu leben, zeigt die Sage vom Grenzstein. Im Gegensatz zu den Natursagen sind die sog. historischen Sagen, die einen geschichtlichen Kern enthalten, in dieser Sammlung nur mit einem einzigen Beispiel aus der Zeit der Befreiung des Landes Appenzell vertreten. Der böse Vogt von Schwendi sieht nach seinem Meuchelmord an einem schlagfertigen Knaben seine Burg in Flammen aufgehen. Die aufgebrachten Bauern legten den Brand, und der Volkszorn vertreibt die Zwingherrschaft. Im Gespräch, das der Unhold mit dem um eine Antwort nicht verlegenen Knaben führte, blitzt der Volkswitz auf, der sonst in den ja zumeist düsteren Sagen nicht zu Worte kommt. Sind die Sagen heute überholt? Der nüchterne Mensch unseres Zeitalters der Technik halte sein vorschnelles Urteil zurück. Gewiss sehnen wir uns nicht in eine magische Zeit mit all ihren Unheimlichkeiten zurück. Man verkenne indessen nicht, dass vielen Sagen der unverjährbare Abscheu vor Freveln und der ewig gültige Wunsch nach Gerechtigkeit innewohnt. Und geistert nicht auch in der Gegenwart viel unbewältigter Aberglaube herum?

Niemand verlangt, dass man die in diesem Heft gesammelten Sagen wortwörtlich glaubt. Der Schatz an Sagen mit allen darin wirkenden Ängsten, Wünschen und Wundern gehört deswegen doch zum kostbaren Erbgut unseres Volkes. Zu Recht sagte ein Sagensammler, dass die Sagen alten Münzen gleichen, die zwar ihren Tageskurs, nicht aber ihren inneren Wert verloren haben. Was die Tagespresse meldet, überlebt oft den Tag nicht. Die Sage aber lebt im Atemraum der Jahrhunderte.

Die Sagen dieses Heftes sind nicht am «Herdfeuer der Sennen» erlauscht worden. Sie wurden Werken entnommen, in welchen Schriftsteller unserer Zeit altes Sagengut neugestaltet haben. Wir denken dankbar an

Dino Larese und Albert Grubenmann sowie an Heinrich Altherr, dessen Beiträge besonders kostbar sind, weil sie zugleich treffliche Proben der Gaiser und Herisauer Mundart bieten. In diesen Dank schliessen wir auch Werner Meier-Hartmann ein, der diese Sammlung mit eindrücklichen Illustrationen schmückte.

Georg Thürer

Der Riese Säntis

Vor grauen Zeiten hauste ein gewaltiger Riese, Sämtis oder Säntis. Sein Bett war das Schwendibachtal, und die Meglisalp mit ihrem sammetweichen Alpengras war sein geblümtes Kopfkissen. Dort aber, wo er seine Ellbogen einstemmte, wenn er sich erhob, träumt heute der Seealpsee. Sein Essen schleppte er in einem ungeheuren Sack herbei, den er aus Häuten von tausend Urochsen und zehntausend Bären zusammengeflickt hatte.

Wie der Riese wieder einmal im flachen Lande unten am See umherzog, fand er Gefallen an den vielen putzigen Häuschen, die in den Ebenen und an den Gewässern stellenweise in hellen Haufen beieinander standen, und an den kleinen, schnurrigen Menschlein, die wie irrsinnig zwischen ihnen hindurchhasteten. Um daheim in aller Ruhe damit spielen zu können, wischte er mit der Hand einige Dörfer samt Mann und Maus in seinen Riesensack.

Ein stämmiger Bauer wurde just beim Mähen überrascht, konnte sich aber geschwind in einen Graben ducken. Kaum war die Riesenfaust über ihn hinweggefahren, sprang er auf, holte mit langen Armen so weit aus, als er nur konnte und riss mit seiner Sense einen langen Schlitz in den untersten Teil des Sackes. Der Riese, der auf das aufgeregte Getue der zappeligen, kleinen Wesen nie sonderlich achtete, schwang seinen Sack über die Schulter und stapfte zufrieden dem Alpstein zu. Da aber der Sack bei jedem Schritt in weitem Bogen hin und her bammelte, wurden die aus dem Riss herausfallenden Häuser weit über das ganze Land hinausgesät.

Erst als er sich auf seiner gewohnten Ruhebank, dem Alpsigel, niedersetzen und die Beute erlesen wollte, merkte der Riese den Verlust. In seiner Wut leerte er den Rest kurzerhand vor seinen Füssen aus. Dann verschwand der Riese und kam nicht mehr zurück.

Otto Schmid

Die Sage vom Säntisriesen

Es gehört zum Schönsten und Auffallendsten im Toggenburg, dass überall, bis in den hintersten Weidewinkel, Wohnhäuser und Ställe stehen, die das Tal so heimelig machen. Nachts, wenn in den Häusern die Lichter brennen, sieht es aus wie ein kleines Sternenmeer. Eine Sage berichtet uns, warum die Häuschen über die Hänge verstreut sind.

Ein Säntisriese von ungeheurer Kraft und Grösse wollte einst im Appenzellerland eine Stadt bauen. Er ging deshalb hinüber ins Montafon und liess sich von den Zwergen einen grossen Vorrat hübscher Häuser zimmern. Diese steckte der Riese in einen weiten Sack und machte sich auf den Heimweg. Als er jedoch den Alpstein überschritt, streifte sein Sack eine scharfe Felskante und zerriss. Da purzelten die Häuschen über alle Berghänge in die Täler hinunter. Sie übersäten die schönen Böden, Halden und Talsohlen des oberen Toggenburgs auf der einen und die Appenzeller Hügel auf der anderen Seite. Als der Riese sah, wie gut die sauberen Holzhäuschen zu den grünen Matten passten, wie silbern die blanken Scheiben in der Morgensonne glitzerten, da sammelte er sie nicht wieder ein, sondern liess sie da stehen, wo der Zufall sie hingetragen hatte. Vom Bau einer Stadt wollte er nichts mehr wissen.

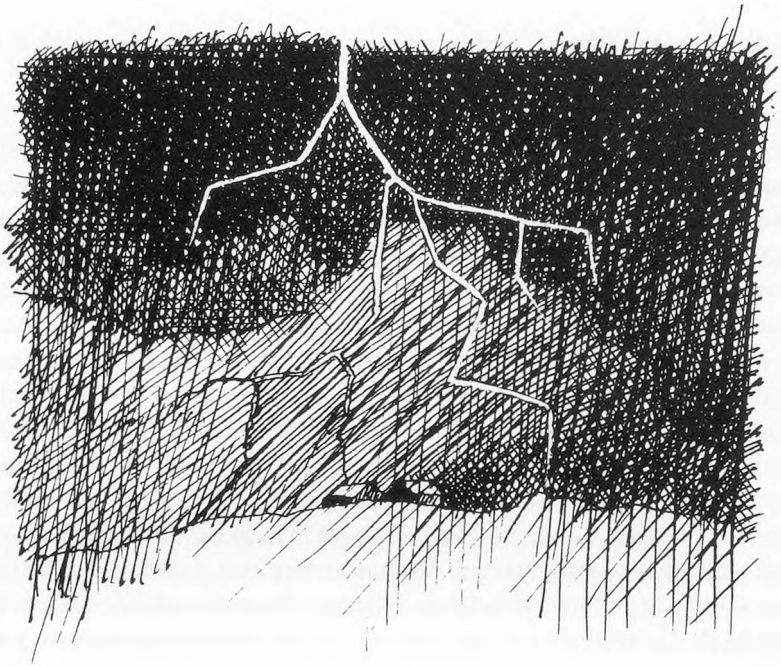
D Sag vom Blaue Schnee

Herisauer Dialekt

Am Fuess vom Säntisgipfel, dei, wo jetz de Blau Schnee liit, ischt vor vile, vile Johre e schöni grüeni Alp gsee. Wer scho emool da gäch ond lang Schneefeld uuf gstege n ischt, chaas kum globe, dass da oomächtig Loch voll Schnee ond Iis früener emol e n Alpwäd mit Grääs ond Bergblueme gsee see soll. Au du globscht daa nüd? Denn los guet zue!

En junge Poorscht ischt nämli dschold, dass die schö Alpwäd onder Schnee ond Iis begrabe worde n ischt. De Wenter döör ischt de Poorscht bi sinnere Muetter im Tal one dehääm gsee. S het ehm aber gär nüd passt, an Taag wie dr ander vom Morge früe bis zoobet spoot im Webcheller one z hocke ond z weerche. Sobalds geg de Früelig ane vor em Hus osse aagfange het oobere, denn het de Kärli kä Setzleder meh gchaa. Er het d Tääg zellt, bis er amene waarme, häätere Vorsommertag mit sine Chüene, Schööfe ond Gäässe het chöne z Alp fahre. Juhuhui! Da wäär wider en anders Lebe doo of dr Alp obe! Doo ischt er sin äägne Herr ond Meischter. Au s ewig Gjöömer vo sinnere alte Muetter ischt handom vergesse. Entlech wääss er wider, was aafange mit sinnere vorige Chraft. Vom eerschte bis zom letschte Sonestrahl ischt er of de Bääne ond chletteret i de Felswände n ommenand. För sin Bärehunger ischt au gsorget: Milch ond Schmalz ond Chääs het er meh äs gnueg. Esoo gfallt ehm s Lebe wider. Juhuhui! Ond sini alt ond chrank Muetter? Dere frööget er lötzel noe. D Hoptsach ischt, dass es ehm guet goht ond gfallt do obe. Ond vo doo aa, wo sini Bruut zonem of d Alp ufe choo ischt, hett er eerscht recht mit kam König meh tuuschet. Au de Bruut wäärs nüd im Tromm in Sii choo, dr alte Muetter emool e Zöleli Schmalz oder e Chääsli is Tal abe z bringe. Schämet eu, ehr zwää!

De Senn ond sini Bruut wösset vor Öbersteligi bald nümme, wa s no tue chönntet. Wenn s toll ond voll ggesse hönd, lääret s di vorig Milch chöbelwiis de Rää ab. Si rugelet di ronde, phaabe[1] Chääs de Bohl ab ond lueget, wer wiiter mög. Ond no eerger triibet sis. Noch em e Regewetter lääd de Poorscht of de dreckig Platz zwüschet Hötte n ond Stall an Chääs nebet dr ander, dass d Füess vo sinnere Bruut joo nüd schmotzig weeret. Zmitzt im Sommer hönd de Hunger ond d Not sini Muetter of d Alp ufe trebe. Wo si toodmüed dobe n aachoo ischt, hönd de Bueb ond sini Bruut gad d Nase grömpft. «Sönd so guet, ond gend meer näbes z esse», bettlet d Muetter mit ehrner letschte Chraft.



De Poorscht lachet dreckig, goht i d Hötte n ine, bringt e schmotzigs ond verbüülets Gschier voll Suchoscht use ond stellts vor sini ääge Muetter ane. Globet ehr, so näbes töör me n oogstrooft tue?

Amene hellhäätere[2] Herbschttaag het de Senn siis gsond Vech ond ales gröscht[3] för d Alpabfahrt. Hm, wa ischt denn daa? Er gwahret, dass d Chüe zmool aafanget oorüebig weerde. Zetteret denn de Bode? Jojo, ond denn no wie! Brandschwarzes Gwölch stiigt hender em Groot uuf. S fangt aa lofte. Scho riisst de Storm Schendle vom Höttetach. Jetz blitzts ond chrachets. S weerd tünkler ond tünkler. S haglet ond schniit stockmuurtick. Vom Säntis obe n abe chonnt e Wetter ond toobet en Storm, wies no kän Mensch i dere Geget erlebt het. En Tag ond e Nacht hets dere-weg tue, ond denn no wiiter gschniit ond gschniit ...

D Lüüt im Tal one, au di alt Muetter, hönd dem Oowetter zueglueget ond gmänt, d Welt gäng onder. D Welt ischt nüd onder ggange. Aber de Poorscht, sini Bruut, de Bläss, d Schelechue ond s ander Vech het niemert meh gfonde. Die sönd ali leptige begrabe worde ond ligget set langer, langer Zit tüüf onder em Iis vom Blaue Schnee.

Heinrich Altherr

Wie die Ebenalphöhle entstanden ist

Mancher Mensch erfährt in seinem Erdendasein viel Seltsames und Merkwürdiges, wovon ein dickes Buch zu erzählen wäre. Aber was der Handbub Toni, der auf dem Äscher, in der Nähe des Wildkirchli, sein Vieh sömmerte, in jener lauen, mondhellen Sommernacht vor vielen Jahren erlebte, war so aufregend und toll, wie es in keinem Bubentraum und vielleicht nicht einmal in einem Märchen vorkommt. Er erwachte zu ungewohnter Stunde, hob lauschend den Kopf; denn ein Flattern wie von wildem Gevögel, dazu ein Gekreisch und Gejauchze, ein Wiehern und Kichern erfüllte die Luft, dass irgendein anderer erschrocken unter die Decke geschloffen wäre. Der Toni aber wurde hellwach, sprang vom Lager und spähte durchs Hüttenfenster. Da sah er mit Staunen und bald mit wachsendem Vergnügen, wie auf der Alpwiese im Mondlicht seltsame Frauengestalten mit wehenden Haaren in wildem Tanz sich drehten. Auch war ein Kerl dabei, der wie der leibhaftige Gottseibeiuns aussah mit seinem Gehörn, dem Schwanz und den fuchtelnden Armen. Was aber ein rechter Appenzellerbub ist, erschrickt nun nicht, sondern fühlt in den Beinen ein Jucken und Ziehen und macht bei jeglichem Tanze gerne mit. Der Toni trat auf die Wiese und näherte sich der grössten Hexe; denn es waren wirklich leibhaftige, scheussliche Hexen, die aus allen Gegenden auf ihren Besen hergeflogen kamen, wie weiland auf den Blocksberg. Und als der Bub sie nun kühn fragte, ob er auch mithalten könne, nickte die Hexe mit ihren funkelnden Augen und sagte: «Freilich, freilich!» Dann reichte sie ihm aber ein Buch und sagte, bevor er mitmachen könne, müsse er da seinen Namen hineinschreiben; denn dieses sei das Teufelsbuch, und wer darin stehe, gehöre dem Teufel. Aber das sei nicht so schlimm. Dafür dürfe er tanzen, soviel er wolle. Da guckten alle Hexen mit lüsternen Augen herüber, und der Böse, denn es war wirklich der Teufel, der den Tanzmeister spielte, grinste freundlich vor sich hin. Nun ahnte unser Handbub, in welche Gesellschaft er geraten war; er liess aber nichts merken, nahm das Buch und begab sich dorthin, wo heute das Wildkirchli steht. Wild flatterten die Hexen um ihn her, und hinter seinem Rücken spürte er den heissen Atem des Teufels. Da öffnete er das Buch und schrieb die Namen Gottvaters, Gottsohnes und des Heiligen Geistes hinein, säuberlich und gross. Au, das war wie ein Donnerschlag! Kreischend zerstoben die Hexen; der Teufel brüllte und wollte in einem Satz über den Schäfler hinaufspringen. Er klammerte sich wie ein

Turner, der über das Pferd setzen will, in die Felsen, um einen rechten Schwung zu bekommen. Aber er hatte sich in seiner Wut und Angst so tief ins Gestein verkrallt – man sieht heute noch die Spuren davon –, dass er nicht mehr wegkam und keine andere Fluchtmöglichkeit mehr besass, als sich tiefer ins Gestein zu verkriechen. Aber der Malefizbub hob sein Buch und bedrängte den Teufel derart, dass er fauchte wie eine gereizte Katze. Aber was wollte er machen? Zurück konnte er nicht; denn da drohte das Buch mit den heiligen Namen. Es blieb ihm nur noch der Weg durch den Fels, den er sich mit Ach und Krach herausbrach, gefolgt von dem kühn nachdrängenden Buben. Links herum kratzte der Teufel, dann wand er sich empor, stiess ein Stück geradeaus, und plötzlich schimmerte das Licht herein. Der letzte Felsbrocken brach heraus. Mit einem Wutgeheul jagte der Teufel hinaus auf die Ebenalp, und der Bub, der eben seine Augen wieder ans Licht gewöhnt hatte, sah gerade noch, wie der Teufel hinter dem Schäfler verschwand.

Der Bub staunte recht in den Tag hinein. Dann sah er mit Verwunderung, dass eine grosse, weite Höhle durch den Berg entstanden war, eine Art gewaltiger Gang, durch den man heute noch, mit Pechfackeln leuchtend, wandern kann. Auf solche merkwürdige Art ist die Ebenalphöhle entstanden. Die Bergler aber, wohl in Erinnerung an dieses Geschehnis, feiern alljährlich hier oben ein kirchliches Fest und beten dabei zum Schutzengel, er möchte Mensch und Tier jederzeit bewahren vor Unheil und Krankheiten, Hexen und Teufeln.

Dino Larese

Der Bötzler

In Meglisalp waren zwei Liebende, der schönste Jüngling und das schönste Mädchen des Gebirges. Diese kamen alle Abende bei der Dämmerung in einer Hütte zusammen und unterhielten sich in unschuldiger Freude.

Als der Jüngling einst von anderen Hirten wegen seines Mädchens aufgezogen wurde, behaupteten dieselben, dass seine Geliebte, gleich den meisten Mädchen, die Probe der unverletzlichen Treue nicht bestehen möchte. Er dagegen hielt fest an der Behauptung des Gegenteils und beteuerte, dass er sie augenblicklich demjenigen abtreten wolle, der im Stande

sei, das Mädchen dahin zu bringen, dass sie auch nur einen Anschein von Untreue gegen ihn an den Tag lege.

Was geschah? Am nächsten Abend wurde der Jüngling ganz unvermutet an seinem Stelldichein verhindert, indes die schöne Hirtin ihn schon lange mit Sehnsucht erwartete. Horch! da knarrte auf einmal das Türchen, – es trat ein Mann herein und setzte sich neben sie nieder. Obschon sie die Gestalt wegen der eingebrochenen Dunkelheit nicht wohl erkennen konnte, hielt sie ihn doch der Stimme nach für ihren Liebhaber, und die gewohnte Unterhaltung begann. Nach einer Weile äusserte der vermeintliche Liebhaber, dass es an dieser Stelle etwas kalt sei und lud sie ein, mit ihm auf die Pritsche zu kommen. Nach kurzem Sträuben gab sie nach und hiess ihn vorangehen. Da plötzlich sah sie mit Entsetzen, dass es nicht ihr Liebster sei; denn er hatte einen Geissfuss. Es ward ihr heiss und kalt, doch aber sagte sie beherzt: «Satan, du bist ein Betrüger, über mich hast du keine Gewalt.» Der Teufel aber erwiderte: «Dein Liebhaber hat unlängst sich

verschworen, seine Braut dem abzutreten, der sie dahin zu bringen vermöge, auch einen Schein von Untreue nur zu zeigen; und das hast du getan, indem du dich mit mir in Liebessachen unterhalten. Nun bleibst du unabänderlich so lange in meiner Macht, bis du mir meinen wahren Namen sagen kannst.»

Am nächsten Abend kam wieder ihr wahrer Liebhaber; dem erzählte sie sogleich, was gestern vorgefallen sei. Nach einigem Nachdenken riet ihr der tiefbestürzte Jüngling, sie solle sich bei einem Pater Kapuziner in Appenzell Rat holen. Mit beklommenem Herzen erzählte das Mädchen folgenden Tages dem Pater die unheilvolle Geschichte und bat ihn um seinen väterlichen Beistand. Der Kapuziner befahl ihr, sobald sie nach der Meglisalp zurückgekehrt sei, überall zu horchen, ob nicht jemand einen Namen singe; wenn dies geschehe, solle sie sich denselben merken, und zur Zeit der Abenddämmerung ohne ihren Bräutigam in die ihr wohlbekannte Hütte gehen; der Böse werde wohl auch eintreffen. «Alsdann tritt ihm entgegen und sprich den entdeckten Namen, so wird er dich freigeben müssen.» Froh beeilte sich die Jungfrau, den Rat des Paters zu befolgen. Am ändern Morgen früh war sie noch nicht lange herumgegangen, als sie auf der Höhe des nächsten Berges einen Geissbuben folgende Worte singen hörte:

«Mi Schätzli sott wösse,
Dass i Bötzler hääss;
Si wor mi denn chösse
Ond i gäb'er en Chääs.»

Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte sie auf den Gesang und merkte sich den Namen Bötzler. Am Abend tat sie, wie ihr befohlen war; sobald der Satan in die Hütte trat, sagte sie ihm seinen Namen. Kaum war das Wort ihren Lippen entflohen, so erhielt sie von dem ungebetenen Gaste, der nun alsobald die Flucht ergriff, vermittelst seines Geissfusses einen so derben Schlag ins Gesicht, dass sie ohnmächtig niedersank; als sie aber erwachte, lag sie in den Armen ihres Geliebten. Kurz nachher besiegelte der Priester den Bund ihrer Treue am Altare des Herrn. Von dieser Zeit an heisst der Berg, auf welchem der Ziegenhirt jenen Vers sang, Bötzler.

De Sepp ond di schö Frau

Gääser Dialekt

Früener hed me no Sache gseä, wommer hüttzotaag nomme gsied, wils i ösere Welt luut ischt ond wil d Lüüt au oorüebiger woorde sönd. Doozmool sönd ammene Karfriitig zwee Senne ond eren Handboeb[4] vom Alpsigel obenabe choo ond e Stock wiit nebed em Bächli döraab, dr ondere Alp zue ggange. Zmool ischt de jüngscht vo dene dreie, ebe de Handboeb, still gstande, hed di andere zwee am Eermel packt ond denn zo de nööche Quell vom Bächli anetüüted.

«He duu, Sepp, wa ischt au mit deer loos?» froogid die zwee em Handboeb ond luegid dei ane, wo de Sepp zääged hed.

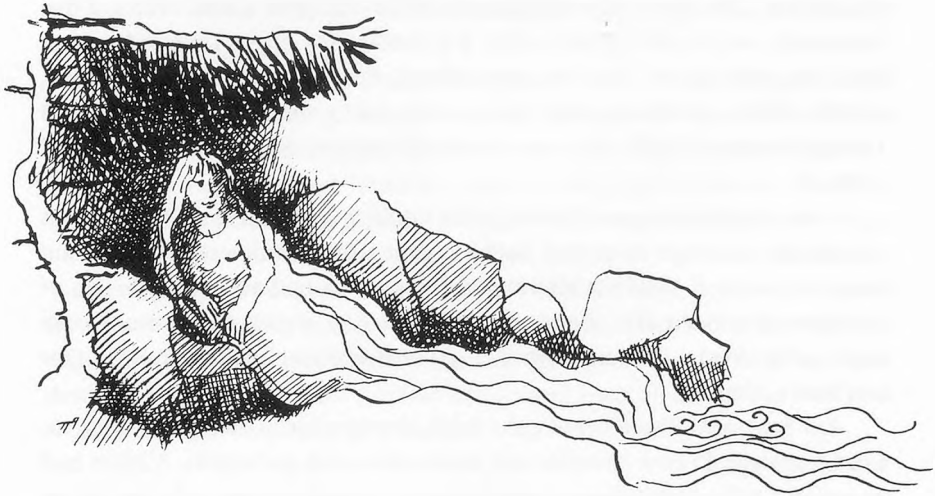
«Siend ehr denn nütz?» frooged de Sepp ufgregt.

«Waa denn? Du bischt määni no nüd recht wach ond trommscht no halbe», sägid s.

«Hönd ehr e n Ahnig! Siend ehr si denn nüüd, di seb schö Frau, dei bi de Quell?» frooged de Sepp. Beid Senne lachid en Scholle n use, düütid mit erne Zäägfinger a d Stirne, äs ob s hettid wele säge: Alem aa ischt ösere Sepp nomme ganz bi Trooscht. Ond si rüefid: «Chomm, mer gönd! Dini Määrli chaascht ammene n andere verzelle.» Denn schöttlids d Chöpf, lächlid öberlege n ond gönd.

De Sepp aber hed wörklig e schöni Frau gseä, eso näbes wie n e Määrlifee. Drom bliibt er zrogg. Wonner noch eme Willi wider zor Quell ane glueged hed, ischt di schö Frau of näbesem gsesse, wo uusgseä hed wie en groosse hölzige Melchäämer. Wohrschinlig hed de Jungsenn ebe drom meh gseä äs ander Lüüt, wil er i de Fronfaschtezitt[5] geboore n ischt. Ond asstigi Mensche, so sägid näwel Lüüt, wos wesse mönd, siend i de Määrliwelt Sache, wo öserääs nie sied.

Jetz gohd de Sepp wie im Tromm zo de schöne Frau ane, wo fii lächled. Si sääd e paar früntligi ond liebi Woort zom Poorscht. Da macht em Muet. Zwoor ischt er gügeliroot[6] ond verlege n ond wooged zeerscht nüd recht use mit de Sprooch. Denn aber need er si zämme ond frooged si patsch, ob sii sini Frau weerde well. As ob daa s Äfachscht vo de Welt wäär, nickt di schö Frau, stohd uuf, need de Sepp bi de Hand ond zääged of de Chöbel, wo si droff gsesse n ischt. Himmel! De jung verliebt Kärli macht Auge wie Pfluegrädli. De Melchäämer ischt ghufftig voll mit glänzige Goldstöckli! Näbes derigs hed de Sepp sinner Lebtig no nie gseä. «Die bring ii mit i öseri



Eh», säät di schö Frau. Denn weerd eres Gsicht zmool eernscht, fascht truurig, ond si erchläärt no: «Dini Frau will i gad denn weerde, ond die Goldstöckli chooscht du gad denn öber, wenn du mii am Samschtig noch dr Ooschtere doo bi de Quell abholscht.» Eres Gsicht weerd no tünkler, wo si wiiterfahrt: «Los, chomm denn mit eme Kapuziner, wo deer i de hööchschte Noot biistoh chaa. Wenn d am sebe Samschtig do here chooscht, waarted nämli e schwääri ond e gföhrligi Prüefig of dii. Loss di denn aber joo nüd iischüchtere ond gang tapfer din Weeg. Ääs taarscht denn vor alem nüd mache, pass goet uuf! Du taarscht nüd hönderschi luege, wenn d mänscht, hönder dim Rogge passiert näbes Gföhrligs ond Gförchigs. Wenn d gad en änzigs Mool ond gad för e chorzes Wiili zroggluegischt, isch es om dii gscheä ... So, gang jetz, vergess mii nüüd ond glob a mii! Wenn d daa machscht, wo n i deer gsääd ha, bi n i erlööst. Sös mösst i wider hondert Johr lang doo bi de Quell as oosichtbaari Fee wiiterlebe.» De Jungsenn stohd e Wiili vertattered[7] doo. Denn chneuled er vor di schö Frau ane ond versprecht ere: «I bliib deer treu. I will dii erlööse. Du chaascht di of mii verloo!»

I de nööchschte paar Woche heds de Sepp dehääm fascht nomme n uusghaalte. Sozsäge Taag ond Nacht hed er s Bild vo de schöne Frau ond vom Chöbel voll Goldstöckli vor Auge gchaa. Er hed au öberlääd, was er mit dem vile Gold alls chaufe chönnt: e n Alp, e ganzes Senntum vom schönschte Vech, e neus Gwand, e goldigi Rohmschueffe[8] zom as Ohr anehenke. Oh ...!

Em Sepp sini Eltere hönd eren Boeb nomme kennt. Wa ischt denn au i deä iegfahre? Er hed ziitewiis mit niemedem meh gschwätzt. Allpott hed er seelig glächled ond denn handchehrom wider ganz eernscht vor si ane gstiered ond näbesem noigsinned ... Nää, en Kapuziner nemm i nüd mit, hed er tenkt, of kän Fall will i mit so am s Geld vo de schöne Frau tääle. Er ischt geldgirig woorde ond hett am liebschte n alls selber phaalte.

Am Samschtig noch dr Ooschtere hed de Sepp i aller Herrgottsfrüeni s Sonntigshääss[9] aaglääd. Suuber potzt ond gstrählet ischt er döruuf ggange, dr ondere Alp zue. Er heds pressant gchaa, ond siis Heerz hed öberlüüti pöpperled. Wonner halb obe gsee ischt, schinnt d Sonn zmool nomme; s sied uus, as öb e Gwitter chiem. Öber em Alpsigel weerds tünkler ond tünkler. Scho blitzts ond tonndereds. Wonner i dr ondere Alp aachood, fallid scho di eerschte schwääre Tropfe. Ond denn fangts aa wie oss Chöbel abeplädere. Zwüschedie blitzts ond chnottereds, hettscht chöne määne, e paar Riise wörfid Stäblöck ober d Felswand vom Alpsigel abi. Mit sinnere letschte

Chraft chood de Sepp zor Quell. S chrached ond toosed ond haut all meh abe. No e paar Schrett, ond er sied di schö Frau im helle Gwand. Deä Aablick hed em Sepp fascht de Schnuuf verschlage. Er stuuned ond stuuned... Of äämool schüüsst oss em brandschwarze Gwölk en Blitz ond schlood e paar Schrett hönder em Sepp in Bach ini. S chrached, ond s ischt em Sepp, er spüeri am Hals de Loftstooss vommene Felsblock, wo obenabe suused ond ehn erschloo will. De Sepp jockt i sinnere n oomächtige n Angscht of d Siite n ond lueged, was hönder ehm passiert. En luute Schrää vo de schöne Frau! De Bode n onder Sepps Füesse bibered ond poldered. Alls zämme verschlood ehm fascht s Ghöör. Dei ene bi de Quell sied er zmool e tüüfs, schwarzes Loch im Bode. Aber wo ischt di schö Frau? Die ischt verschwunde, wie vom Eerdbode verschlockt. Jetz chood em Sepp in Sii: Himmel, i ha jo zrogg glueged!

Noch eme Wiili ischt s Gwitter vorbii gsee. S ischt heller woorde, ond bald hed wider d Sonn gschunne wie am Moorge früe. De Bach ischt di onder Alp döraab plätschered, äs ob nütz Oogwöhnligs passiert wäär.

Spööter hed me denn verzellt, a jedem Karfriitig gchöör me dei obe n oss em Bach s Schluchze n ond s Bleegge vo de schöne Frau, wo de Sepp nüd hed chöne n erlööse. Me hed au gsääd, wer goeti Ohre hei, gchöör am Samschtig noch Ooschtere amel aardligi[10] Töö, wo öppe n äse chiidid, wie wenn wiit eweeg än chräächze n ond wüescht juuchze wöör. Da ischt de Sepp, de früenerig Handboeb of em Alpsigel, gsee. Hed er si ächt drom dereweg gchööre loo, wil er gmörkt hed, äs sini Liebi zo de schöne Frau nüd staarch ond grooss gnueg gsee ischt?

Heinrich Altherr

S Häxewäldli

Gääser Dialekt

Im Brüeltobel hönne, am Weeg vo Brülisau in Sämtisersee ui, geeds e Wäldli mit öppe zwölf- bis sechszeähondert chnorrige n ond verzuuslete[11] Zweergtännli; di eltschte sönd meh als hondert Johr aalt ond glich gad öppe n ase hööch wie n e sechsjöhrigs Gööfli[12]. Da ischt s Hexewäldli. Scho dem Namme n aa mörkt me, as di Iiheimische da Wäldli scho aade n äs näbes Oogwanets[13] oder Gheimnisvolls aaglueged hönd.

I dr öppe cheerchetormhööche Felswand of dr andere Siite vom Tobel heds e Höhli. Dei inne hed vor vile, vile Johre n e Zweergvölkli ghuused. Of eme chlinne, abhäldige Alpwesli, en Stääworf wiit onder em Iigang vo de Höhli, ebe dei, wo hütt s Häxewäldli stohd, hönd doozmool i de Nächte bim Mooschii d Häxe erni Tänz ufgfüert.

S Zweergevölkli im Brüeltobel obe, ales fliissigi ond gmögigi[14] Lüüt, wo all wider paraad gsee sönd, de Puure dei hönne n i de Noot biizstoh, hönd erem König gholfe, sin Schatz os Silber, Gold, Edelstää ond andere Choschtbarkeite z hüete. Z hönderscht i de Höhli heds gad eso plitzt ond glüüchted vo Edelstää i n allne Faarbe.

Wo d Königin vom Zweergevölkli mit eme Chend niderchoo ischt, hed de König i sinnere Noot ond Ufregig kän andere n Uusweeg meh gwesst, as e Mannli of Brülisau abizschicke, gi d Hebamm hole. Die ischt wädli[15] choo ond hed bi de Geburt gholfe. S Königspaar ond s ganz Zweergevölkli hönd am neugeboorne gsonde Böebli e n uunigi Freud gchaa.

Vor d Hebamm wider dörab ggange n ischt, hed de Zweergekönig zonnere gsääd, si söll em erni Schooss gee. Denn ischt er z hönderscht i d Höhli i sini Schatzchammere ini ggange ond noch eme Wiili mit de ghufftig[16] gföllte Schooss wider zroggchoo. Er hed deä Püntel[17] de Hebamm ggee ond gsääd, da sei de Loh för erni Hülf; si töör d Schooss aber eerscht dehääm uuspacke.

Denn ischt die goet Frau s Tobel aab wie s Bisiwetter[18]. Wo si e Stock onne gsee ischt, hed si de Gwönder gstoche. Soll i acht glich emool luege, was es i de Schooss inne hed, gad echli güxle? Nää, de König hed gsääd, i töör eerscht dehääm uftue. Denn ischt si wiiter ggange. Aber scho noch e paar Schrette hed sis nomme chöne verhaa[19] ond hed än Schoossezipfel e betzeli glopft. Wa hed doo vöreggugged? Fascht z Tod verschrocke n ischt si, wo si gseä hed, äs es nütz as tüers Buechelaub i de Schooss inne hed. I erner Täubi hed si de Püntel am Bode mit beide Hende packt ond da Lompezüüg uusgschöttled: Laub ond no emool Laub, aber kä änzigs Goldstöckli ischt zom Vorschii choo. Schrääloo hett si chöne vor Enttüüschig! Im Eerger öber eres Gwöndrigsee hed si s Tüüfels Namme is Muul gnoh ond all wüeschte Wöörter, wo si gwesst hed, useprüeled. Denn hed si di lääär Schooss ammene Schlompf[20] gnoh ond ischt hääzue ggange.

Wo si häächoo ischt, hed si d Schooss i erner Wuet of de Chochitisch ane gworfe ond wider öber de König gchifled[21] ond gwetteret. Im Stall osse hed de Maa vo de Hebamm gchöört, äs näbes Guggers loos ischt. Wo n er i d Chochi ie choo ischt, hed er wädli gseä, as sini Frau gäär nüd de Goete

hed. «En Bschesslig[22] ischt er, de Wildmannliskönig, en himmeltruurige, ond seb ischt er!» hed d Frau täubeled ond denn näbe n em Maa verzellt, wies ere ggange n ischt. «Du hettscht de Püntel halt nüd scho onderwegs söle n uftue, du Baabe, jetz hescht de Dreck!» hed de Maa gad gsääd, ischt e paar Schrett nööcher zom Chochitisch ane ggange ond hed d Schooss echli gnäuer aaglueged. «Lueg dohere, doo sönd jo e paar Goldstöckli drönn!» hed er gruefe. Droffabe n ischt d Frau hantli zom Huus uus ond s Tobel uuf bis deihee, wo si d Schooss uftue ond uusgschöttled hed. Goldstöckli hed si käni meh gfonde. Au eres Rüefe zo de Höhli ui hed nütz gnötzt; gad s Echo vo erne n äägne wüeschte Woorte hed si vo de Felswand obenabe gchöört.

Am andere Taag ischt de Maa vo de Hebamm vo Huus zo Huus ggange n ond hed de Lüüte vom Lääd ond vo de Schand verzellt, wo de Wildmannlikönig sinnere Frau aatue hed. Denn sönd öppe n e Totzed Puure, trebe vom Niid ond vo de Wuet of s Zweergevolk, s Brüeltobel uuf bis vor d Höhli gstörmt. «Use mit euerem Gold- ond ond Edelstääschatz, oder euers letscht Stöndli hed gschlage!» hönd s i d Höhli ui gruefe. Gad de König ischt vor d Höhli usechoo ond hed gsääd: «Ehr Manne, passid uuf, wanner machid! Wer am vo mine Lüüte gad ää Höörli chrömmt, mos es schwäär püesse.»

De König hed vergebe gwaarned. Fööf vo dene goldgirige Manne störmid i d Höhli ini. Si wönd de Zweerge de Meischter zääge ond de Gold- ond Edelstääschatz usehole. Kum ischt dr eerscht halb i de Höhli inne, geeds en uunige Chlapf. Stää ond Felsblöck schmetterid obenabe. S chlepft ond hagled ond stüübt. S Toor vo de Zweergeburg verspidered[23] i tuusig Stocki. Kän vo dene fööf vorwitzige Puure chood leptige zor Höhli uus; allsämm sönd onder em Ggröll begrabe. Di andere, di mönder gwöögige Manne, stönd stuuchebläääch[24] ond vertattered e Stock wiiter onne; si zetterid ond biberid am ganzne Liib.

Zmool stohd de Zweergekönig s zweit Mool vor de Höhli. Mit ere Stimm, wo ase luut chiid, as öb en Riis dei stiend, brüeled de König Fluch ond Wöörter os de Tüüfelssprooch zo de Manne n abi ond ane in Wald of dr andere Tobelsiite n ene. Vo de Felswand chood e n Echo zrogg wie s Tonndere immene schaarfe Gwitter. Ond de Wald dei ene? Di uumächtige, chnorrige Wettertanne verschwindid Rock om Rock im Bode n inne, ääni wie di ander. –

Spööter sönd d Soome vo zwoo, drei Tanne, wo no stoh plebe sönd, of d Gröllhalde n im Brüeltobel gfalle, hönd gchiimed ond sönd as jungi

Tännli zwüsched de Felsblöcke n usegwachse. Aber au noch vile Johre ischt käs vo dene Tännli hööcher woorde n äs e chliises Gööfli. Ond i de Nacht bi Vollmoo sönd wider d Hexe choo, hönd tanzed ond sönd debei of de chlinne Täänli ommetramped. De Wald ischt gsee wie verhäxed. S Zweergevolk ischt uuszoge n ond nie meh is Brüeltobel uechoo. Vo doo aa hönd d Lüüt dei hönne dem Bletzli Bode mit de chlinne Tännli «Häxewäldli» gsääd. Ond hütt no sääd me esoo.

Heinrich Altherr

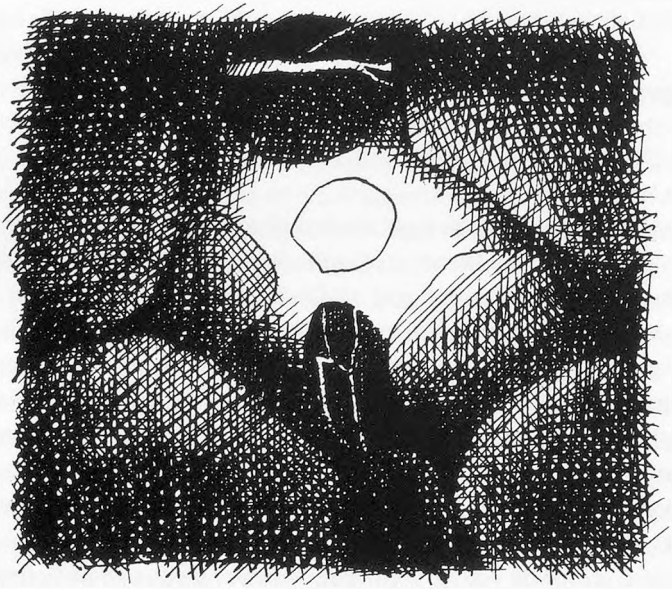
De Karfunkelstää

Gääser Dialekt

Me sääd, im Brüeltobel obe liggi im Beergbach inne annere ganz versteckte Stell en Karfunkelstää. Wenn an deä fönde wöör, wäär er en stääriiche Maa. Me mösst defriili[25] lang ond mit vil Geduld sueche, bis me n en hett, wie de seb Maa vo Brülisau, wo n en mit äägne n Auge gseä, aber glich nie in Hende gchaa hed. Deä Puur ischt wie ali Johr au im sebe Sommer vor vile, vile Johre mit sim Vechli ond e paar Gäässe i siis Älpli ui zoge, wo n er im Brüeltobel obe gchaa hed. Innere chlinne Hötte mit aapautem Städeli sönd eer ond sini Tier de Sommer döör goet versoorged gsee. Wenn de Puur i de Nacht of de Heupritsche im Höttestöbli glege n ischt, hed er s Ruusche ond s Plätschere vom nööche Brüelbach gchöört.

Innere schwüele Nacht vom sebe Sommer ischt e brandschwarzi Wolkewand s Tobel aab choo. S hed plitzt ond tonndered ond denn eerber näbe aagfange zünftig hagle. D Hagelstää, so grooss wie Bommnöss, hönd of s Schendletach vo de Hötte trommled. De Puur ischt ab dem Läärme verwached. E Wiili hed er zueglosed, wies gchlepft ond ghagled hed. Er hed gmänt, das Oowetter hau em no d Hötte zämme. Eerber näbe hed de Hagel aber echli noeloo, ond de Puur hed gchöört, wie de Bach s Tobel aab tonndered.

Of äämool isch es em Puur gsee, s sei oogwöhnlig hell i de Hötte n inne. Ischt denn Mooschii? Er waled of sim Heulaager e paarmool hii ond heer. Näbe stohd er denn uuf, gohd äs Feeschter ond lueged usi. Jo hetocht[26], wiit ond brääät schinnt kän Moo. D Felswänd of beide Siite vom Tobel sönd schwarz. Aber, was ischt denn seb dei onne zmitzt im Bach inne? En silbrighelle Liechtstrahl funkled zom Wasser uus!



Denoe an wäär jetz hantli dei zom Bach abi ggange n ond hett glueged, wa denn daa för e Helli ischt. Ösere Puur aber wooged daa nüd. Er zettered vor Angscht, wil er ebe wääss, as do obe früener Wildzweerg ond sogäär Haxe ommenand gsee sönd. E letschts Mool lueged er geg de Bach abi, sied wider da grell Funkle n ond Blitze ond wääss jetz of de Meter gnau, a wellere Stell im Bach da silberhell Funkle n ischt.

Am Moorge ischt de Puur i aller Herrgottsfrüeni s Tobel aab gsatzed, zom Pfarrer vo Brülisau ggange ond hed dem i ännere n Ufregig ond mit zettriger Stimm verzellt, was er di letscht Nacht erlebt ond gsea hed. Er hed natüürli gmänt, de Pfarrer chö n em da Wonder erchlääre. Aber deä hed gad de Chopf gschöttled, echli gschmölleled ond denn gsääd: «Franz, du hescht näbes Wonderbaars erlebt, s ischt gad schaad, äs du nüd in Bach abi ggange bischt ond deä Glanz vo nööchem aaglueged hescht. Da ischt nämli nütz anders gsee äs de Karfunkelstää, wo dei obe sid uraalte Zitte n im Bach inne ligge mos.» Die Auge, wo de Puur gmacht hed, hettid ehr söle gsie!

Denn gohd er schnuerstracks hää zo sinnere Famili ond holt sini zwee Boebe. Im Galopp reisid s z drette s Tobel uuf. Dobe zääged de Vatter sine Boebe die Stell im Bach, wonner i de letschte Nacht s Funkle vom Karfunkelstää gseä hed. D Boebe grootid fascht oss em Hüüsli vor Gwönder, mögid nomme gwaarte, ond scho wattlid s a de sebe Stell im Bach ommenand. Sie suechid ond suechid. Jede Stää lopfids oordelig uuf, äs ob s Chrebs oder Bachforelle of de Spuer wäärid. Vom Moorge früe bis z Oobed spoot suechid s. De Vatter ischt i ännere Verzwiiflig. I sinnere n Ufregig ropft er allpott a sine verstrublete Hoore und fagiert[27] denn wider mit beide n Aarme wild ommenand. Aber de Karfunkelstää hönd s nüd gfonde.

Beid Boebe sönd am sebe n Oobed tuuch ond truurig hääzue ggange. De Vatter hed i sinnere Täubi toobed ond gfluechet, wil er di letscht Nacht nüd s Guraaschi[28] gchaa hed, im Bach onne gnäuer noezluege. No de ganz Sommer döör hed er i jedem freie Wiili bachuuf ond bachaab gsuecht – vergebe.

Wer wääss, ob de Karfunkelstää hütt no im Brüeltobel obe im Bach inne lud. Vilecht gohd wider emool näbed deä gi sueche…

Heinrich Altherr

De Stefelhans

Gääser Dialekt

Im Alpstää inne isch es hütt no de Bruuch, äs d Senne bim Zuenachte no emool vor d Hötte n usi gönd ond dr Alpsege öber erni Alpwääde n ie ond au wiit is Taal abi rüefid. Mit dem Ruef betted de Senn zom Liebgott, zo de Heilige ond zor Moettergottes ond wööscht, as sini Alp, s Vech ond d Alphirte vor Oogfell, Chranket ond tüüflische Mächt gschötzt ond bhüeted weerid.

Woheer emool en derige bööse Gääscht choo ischt, ond wie dr Alpsege denn gholfe hed, chönntid di sebe Senne i de Sämtiseralp hönne verzelle, wenn s no lebe wöörid. Deä Ooflood ischt nämli en Mensch mit Huut ond Hoor gsee – än, wo z Oberriet im Rhintel onne as Amtsmaa sini Gschäft meh schlecht as recht betrebe hed. Vornedöre hed er chöne früntlig ond hääl tue, hönnedöre n aber ischt er en Lädwercher, en Giitchrage[29] ond en Schlunggi gsee. Wie deer all meh ond meh Geld ond Guet zämmegchratzed ond de Lüüte n abgluused hed, fascht ohni as sis gmörkt hönd, hett sogäär em Tüüfel ali Ehr gmacht! Mit äm Woort: Wüescht ond himmeltruurig hed ers johrelang trebe.

Ääni vo sine schlimmschte n Ootugede, wo n er gchaa hed, ischt daa gsee: Wenn er inne woorde n ischt, as än im Doorf of em Sterbebett liid, ischt er wädli zonem ggange. Denn hed er esoo tue, as öb er wäss Gott wie truurig sei ond em Chrankne n ond sine Aaghöörige Trooscht ond Hülf bringe well. Deä Hüüchler ischt amel ganz nööch bi de Chopfete vom Chrankebett hegstande. Wenn er gmörkt hed, as deä, wo am Steerbe gsee ischt, nomme schwätze chaa, hed er sini Hend verstoligs ond ganz oordelig onder s Chössi oder onder de Chopf vom Chrankne gläád. Denn hed er leesli, aber ase tüütlig, as es ali Verwandte i de Chammer inne gchöört hönd, gsääd: «Los Ueli, i will ders nüd schwäär mache. Aber wenn du vor em Steerbe doo of Eerde no Oornig machscht, weerd deer de Tood liechter. Du wääscht doch, as du meer no tuusig Taaler scholdig bischt. Isch es deer recht, wenn dini Verwandte mii noch dim Tood uuszahlid?» Noch dene Woorte hed er mit sine versteckte Hende de Chopf vom Ueli e paarmool glopft ond wider falle loo, as es uusgseä hed, as öb de Chrank of em Tootebett nicke n ond joo säge wöör. Ali, wo om s Bett omme gstande sönd, hönd daa gseä, aber gmänt, dr Amtsmaa sei doch en Ehremaa, ond em denn die tuusig Taaler versproche. Bi aarme Lüüte hed er amel e chlinneri Zahl, bi

riiche e gröösseri gsääd. Of die Aart ond Wiis ischt deä Gauner all wider zo Geld choo.

Emool ischt en junge Poorscht os em Noochberdorf as Steerbebett vo sim Verwandte choo. Dr Amtsmaa ischt scho doo gsee. De frönt Poorscht hed dr Amtsmaa nüd kennt ond drom au kä Angscht gchaa vor em. Wo dr Osswärtig gseä hed, wa dr Amtsmaa mit sine Hende macht, weerd er wüetig ond brüeled: «Luegid, wa deä Gauner töd, luegid!» D Lüüt, wo om s Bett omme stönd, verschreckid ond chömmid zeerscht nüd dross. De Poorscht erchläärt ene de Trick vom Amtsmaa. Jetz weerid au di andere wüetig. I de Chammer inne geeds Oorue ond weerds luut. De jung Maa oss em Noochberdorf schüüsst uuf ond springt i d Chochi usi. Er chood mit eme lange Messer zrogg, packt dr Amtsmaa ond haut em patsch de Chopf aab. D Lüüt weerid stuuchebläach, ond e paari lönd luut schrää. Wo s aber gseä hönd, äs dr Amtsmaa ohni Chopf bolzgraad stoh bliibt, stönd ali mit offne Müüler ond mit Glotzauge doo wie Figuure n oss Stää. Noch eme Wiili böckt si dr Amtsmaa, need sin Chopf uuf ond onder dr Aarm, ond fort ischt er gsee. «Jetz mos er as bööse Gääscht wiiterlebe!» sääd e n aalts Fräuli i d Stilli ie. Ali andere schlotterid, as ob en iisig chaalte Loft i d Chammer ie bloose wöör. Ond soo, wies di aalt Frau gsäät hed, isch es au choo, wils häässt, as jede, wo vorzittig ond mit Gwalt oss em Lebe gohd, kä Rue meh föndt ond as bööse Gääscht of dr Eerde bliibe mos, bis e hööcheri Gwalt ehn erlööst. Noch dem schrecklige Taag hönd ali Lüüt z Oberriet ond wiitomme jedesmool d Feeschterläde zuetue, wenn en Storm om d Husegge pfeffe hed. Denn sönd s i d Chochi usi ggange ond sönd bim Heerd zue nööch zämme of de Bode gchneuled. Si hönd ebe gglobt, da sei dr Amtsmaa ohni Chopf, wo im Doorf ommenand rompli ond suusi. D Puure hönd Angscht gchaa, er lös s Vech im Stall aab ond triibs i di tunkel, chaalt Regenacht usi, er fressi de Saue s Foetter oss de Tröög eweeg. Wenn d Puure n am Morge mit de Ross hönd wele n uusfahre, hönd s glahmed ond kän rechte Schrett mache chöne. D Chüe im Stall hönd brüeled, wil s gschwollni Uuter gchaa hönd. Kän Tropfe Milch hönd s ggee. Joo, wemme d Chüe hönderschi in Stall ini trebe hett, denn wäär de Gääscht machtlos gsee. Aber wer hed jedesmool a da goet Mitteli tenkt?

I erner grööschte Noot hönd d Lüüt vo Oberriet en Kapuziner choo loo. Der ischt zmitzt i de Nacht im Doorf ommenand glaufe, het peted ond de böös Gääscht mit sine fromme Spräche i d Kamoralp ui trebe. Aber au dei obe hed er d Senne ond eres Vech plooged, bis en de Kapuziner in hön-

derschte Tääl vo de Sämtiseralp gjagt hed. Di seb Geged dei hönne häässt «Stefel», ond dei hed de böös Gääscht johrelang siis Oowese trebe. Drom hed me n ehm vo doo aa «Stefelhans» gsääd. Vil Schade hed er i dere n Äsamkeit obe zwoor nomme n aarichte chöne. Öppe n emool vor em Zuenachte hed er zwüsched dene Felswänd gjuuchzed ond wüescht zaured, as es e luuts Echo ggee hed. D Senne hönd gwesst, as es e n Oogfell gueb, wemme dem Saukärli zroggjuuchze wöör. Aber wenn en Senn dr Alpsege gruefe hed, denn ischt de böös Gääscht machtlos gsee.

D Sene n i de Sämtiseralp obe chönntid no vil verzelle vom Stefelhans ond sine Lädweerchereie[30]. E paar Johr spööter ischt er aber zmool niene meh omme gsee. Ischt er ächt elend z Grond ggange? Oder hed er bim Aalose vom Alpsege n entli Rue gfonde? Da wääss hütt niemed meh.

Heinrich Altherr

Woher der Fälensee seinen Namen hat

Einst zog ein Senn mit seinem Senntum in die Glücksalp. Die war an einem See gelegen, dessen grüne Ufer sich lieblich in den klaren Fluten spiegelten. Er weidete in den sonnenreichen Wochen des Sommers auf der kühlen Höhe mit frohem Mute seine Herde. Als nun bereits das meiste Gras gefressen war – es war an einem Freitag im Nachsommer –, da kam mit schnellem Sturmeswehen ein furchtbares Gewitter. Die Blitze zuckten wie in nächster Nähe. Der Donner brach sich krachend an den Felswänden und rollte dumpf verhallend an dem weiten Gebirgszuge dahin. Die Herde stand, als bannte sie ein stummer Schrecken, unweit des Sees. – Plötzlich brach vom Roslen her ein Bergsturz los. Die Erde erbebte; gewaltige Felsenmassen rollten in den See, und in einem Augenblick war der schönste Teil der Alp mit Schutt bedeckt. Die Herde war bis auf zwei Kühe und den Stier verschwunden.

Da wagte es der Senne nicht länger, auf der Höhe zu verweilen. Er hängte den zwei Kühen und dem Stier die drei Senntumschellen um und zog mit diesem kargen Rest seiner Herde dem Gestade des Sees entlang dem Tale zu. Sein Herz war trüben Mutes; grollend mit dem Geschicke sprach er: «Ich wollte nur, der Donner schlüge auch diese drei hinunter in die Tiefe! Es ist doch besser nichts, als solch ein elender Rest.» Kaum aber war

das Wort gesprochen, da löste sich hoch oben ein Felsstück und warf das arme Vieh zermalmt hinunter in den See.

Der Senne stand, als habe ihn der Blitz gerührt. Er rieb sich halbbetäubt die Stirne und rief: «Do het's mer gfählt ond öbel gfählt.» – Seit diesem Tage heisst die Alp nicht mehr Glücksalp, sondern Fälen, und der See wird Fälensee genannt.

Nach Johann Baptist Dähler

Der Hirt im Fehlen

Vor langer Zeit hütete ein Hirte seine Herde auf einer guten und ertragreichen Alp im Säntisgebiet. In jenem Sommer, von dem ich erzähle, soll das Gras besonders würzig und schmackhaft gewesen sein; ja es gab Orte, wo es den Kühen bis unter den Bauch reichte, so üppig war der Wuchs. Keine Dürre zerriss die fette Alpkrume; aber auch keine Wasserstürze schwemmten die gute Erde fort. Die Butterballen, die Käselaibe und Zigerstöcke häuften sich in der Hütte. Alles gedieh zum Guten. Keine Krankheiten kamen über die Tiere. Und doch waren es gerade die Tiere, die zu leiden hatten; denn der Hirte war ein unguter Mensch und von unduldsamer und gewalttätiger Lebensart. Er haderte mit dem Leben, war nie und nimmer zufrieden, und er haderte wohl auch mit Gott, obwohl er keinen Grund dazu hatte. Am übelsten aber war, dass dieser Hirte die ihm anvertrauten Tiere niederträchtig behandelte, dass er sie schlug und quälte und immer wieder seine sinnlosen Wutanfälle an den Geschöpfen austobte.

Die Tiere waren scheu und ängstlich geworden; schon beim Klang seiner rauhen, bösartigen Stimme erschraken sie und zitterten. Sie scheuten vor dem Hirten, ja, die Kecken versuchten sogar oft zu entfliehen. Sie erhielten kein gutes Wort – und Tiere lieben doch gute Worte! –, sie hörten nur Flüche, wenn es gut ging; aber meist folgten Schläge nach. Je scheuer und ängstlicher die Tiere wurden, umso mehr reizte das den Hirten zum Schlagen. Kurz: Der Anblick der verängstigten Herde war ein rechter Jammer.

Eines Abends ergrimmte der Hirt beim Locken und Eintreiben wiederum masslos. Sein Zorn schlug ihn blind. Ein paar Rinder waren ihm entsprungen, da sie schon im Klang seiner Stimme das nahende Unheil gespürt und gehört hatten. Er dachte nicht mehr über die Folgen nach, schrie, dass es auf der ganzen weiten Alp widerhallte, liess seiner Wut freien Lauf und schleuderte den angstvoll jagenden Tieren die grässlichsten Flüche nach. Und endlich rief er gar mit weithin gellender Stimme: «Verdammtes Vieh, wenn euch doch alle zusammen der Teufel holte!» Kaum war diese Verwünschung ausgestossen, da vernahm er ein seltsam schneidendes Zischen und Sausen, so, als schlage man mit einer gewaltigen Geissel durch die Luft – und als er sich mit jähem Erschrecken umwandte, kam der Teufel, den er gerufen, wahrhaftig durch die Luft angesaust wie ein Peitschenhieb. Er sprühte und schnob Funken des Hasses und der Nieder-

tracht aus seinen bösen Augen. Und dann geschah das Entsetzliche! Im Handumdrehen hatte er ein paar der schönsten Rinder über die nahe Felswand hinuntergestossen, so dass die schuldlosen Tiere tief unten im Geröll elendiglich ihr junges Leben aushauchten. Mit vor Entsetzen geweiteten Augen sah der Hirte dem schauerlichen Schauspiel zu. Seine Glieder waren vor Schreck schlaff und wie gelähmt, und die Angst drohte ihn fast zu ersticken.

Als aber der Teufel mit einem grässlichen Hohngelächter von neuem ein besonders schönes Rind an den Hörnern ergriff, um es mit gewaltiger Kraft in den Abgrund zu schleudern, da löste sich des Hirten Zunge endlich, und er schrie in tiefster Pein: «Herr Gott im Himmel! Verzeih mir armem Knecht – ich war im Fehlen! » Und das Wunder geschah! Diese aus tiefster Seelennot ausgestossenen Worte nahmen dem Gehörnten die unbändige Kraft. Schlaff fielen seine Hände von den Hörnern des jämmerlich plärrenden Rindes, und mit einem wilden Schimpfwort und Fluch stob er wiederum durch die Lüfte davon und war im Hui verschwunden. Nur ein widerlicher Schwefelgestank blieb noch auf der Alp zurück. Der Hirt aber stand eine Weile starr wie eine Bildsäule auf der abendlich-stillen, friedvollen Alp. Schweisstropfen perlten auf seiner Stirne, und mit einemmal fühlte er sich so schwach, dass er sich setzen musste.

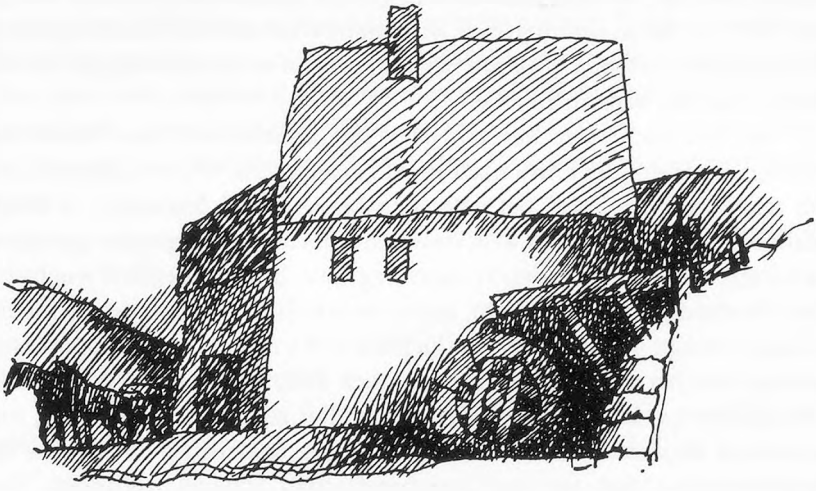
Tief bereute er nun sein schändliches Tun und seine bösen Verfehlungen. Endlich wurde ihm deutlich, wie roh und grausam er bis dahin auf der Alp gehaust hatte. Und fortan nahm er sich die bittere Lehre zu Herzen. Nie mehr quälte er die ihm anvertrauten Tiere, und weil er nun menschlich und gütig mit ihnen umging und auch nicht mit guten Worten geizte, kehrte bald das Glück zu ihm zurück. Die Tiere, alte und junge, vertrauten seinem melodischen Locken; sie kamen freudig gesprungen, wenn er ihnen rief und liessen sich gern im Stirnhaar kraulen. Die Alp aber, auf der dies vor vielen, vielen Jahren geschah, nennt man seither «Im Fehlen».

Peter Kilian

Der Grenzstein

Dort wo der alte Fahrweg in das Hochmoorgebiet der Gunten führte und ein Seitenweg sich in einigen Windungen zum Kaubach hinunter senkte, stand in längst vergangener Zeit die Kesselismühle. Besonders im Spätsommer, wenn auf den Feldern der Landleute das Korn reifte, war in der Mühle Hochbetrieb, und oft bis in die späte Nacht hinein war das Klappern des Mühlrades zu hören. Oben an der Strasse, dort wo sich der Fahrweg zur Mühle hinunter abzweigte, stand linkerseits ein naturgewachsener Felsklotz, und darauf erhob sich sinnvoll ein schmuckloses Holzkreuz. Und hier begann auch der Grund und Boden, der zum Mühlengut gehörte.

Es mag in jener Zeit gewesen sein, da der Rohrers Franztoni heimwehkrank aus der Fremde in seinen Heimatort Appenzell und sein Vaterhaus im Ried zurückkehrte. Etliche Jahre hatte er als Fuhrmann mancherorts gedient und seine Erfahrungen gemacht. Wie jetzt gerade der Müller solch einen dienstkundigen Fahrknecht benötigte, trat er bei diesem zur Arbeit an. Und schon wenige Tage später hatte er beim Ronis Kaloni an der Lehnhalde ein Fuder reifen Getreides zu holen. Es war noch nicht Mittagszeit, als er mit dem vollgeladenen Wagen, dem vier Pferde vorgespannt waren, beim Wegkreuz in den Mühlenweg einbog. Da geschah es. Kaum waren die Gäule an dem Wegkreuz vorüber, da bäumten sie sich erschreckt und laut wiehernd auf, als ob ein Ungeheuer an sie herangekommen wäre. Was nützte es, dass Franztoni den Tieren beschwichtigende Worte zurief und kräftig die Zügel an sich zog. Die vorderen Pferde rissen sich ruckartig los und stürmten wie besessen zur Mühle hinab. Und jetzt begann mit den beiden noch verbliebenen, wild tobenden Gäulen die Höllenfahrt, den abfallenden Weg hinunter. Doch schon bei der zweiten Biegung kippte der so wertvoll beladene Wagen plötzlich um und warf den auf ihm sitzenden Fahrknecht jählings die steinige Bachböschung hinunter. Vor einem Haselstrauch unmittelbar am Bachrand fanden dann zwei Knechte den in tiefer Ohnmacht liegenden und am Kopf blutenden Franztoni und trugen ihn darauf in die Mühle hinunter. Wohl eine Woche war verstrichen, da er erstmals wieder seine Dachkammer verlassen und sich ins Freie begeben konnte. Da sah ihn die Müllerin und kam gleich mit der Frage auf ihn zu, weshalb er beim Wegkreuz droben nicht vom Wagen heruntergestiegen sei, wie es für jeden Mühlefahrknecht Pflicht und Gebot sei. Im Kopf noch sichtlich geschwächt, sah er sie mit müdem Blick erst schweigend an.



Dann kam es zögernd über seine Lippen, dass er hievon nichts wisse und ihm auch nichts gesagt worden sei.

Noch etliche Tage der langsamen Genesung und Wiedererstarkung verstrichen, bis Franztoni sich wieder für leichtere Arbeiten fähig fühlte. Da kam eines Vormittags die Dienstmagd in die Mühle herunter, er solle gleich mit ihr in die Stube heraufkommen; der Müller habe ihm etwas zu sagen. Und dieser wies ihm gleich nach seinem Eintritt einen Stuhl neben ihm am Tisch, schob ihm einen schmackhaften Imbiss und Getränk zu und reichte ihm in Freundschaft die Hand. «Entschuldige, dass dir ob meiner Vergesslichkeit soviel Leid und Schmerz, Ärger und Verdruss widerfahren ist. Wenn ich angesichts des entstandenen Schadens auch tobte wie ein Henkersknecht, so trifft dich an dem ganzen Unheil keine Schuld. Sättige dich jetzt in Ruhe, und hernach wird mein Weib dir die Ursache des erlittenen Unheils erklären.» Damit begab er sich an seine Arbeit in der Mühle, und seine Frau begann zu reden.

«Es sind noch nicht hundert Jahre her; da lebte auf dieser Mühle ein Müller, der es mit der Ehrlichkeit nicht genau nahm. Er betrog jedermann, ob reich oder arm, und bei jeder sich bietenden Gelegenheit. In seiner Habsucht trieb er es gar so weit, dass er nachts den umliegenden Landsleuten Getreidegarben von den Feldern wegstahl. Doch allgemach wuchs bei den Geschädigten der Verdacht, und es wurde ihm eine Falle gelegt, auf die er auch prompt hereinfiel. Wohl flüchtete er eilends und wutentbrannt mit seinem Gefährt und der Diebesbeute. Doch dort, bei der Einbiegung in den Mühlefahrweg, kippte der Wagen, auf dem er gesessen, jählings um, und er stürzte kopfvoran an den dortigen Felsen. Anderntags haben ihn die Mühleknechte dort tot, mit zerschmettertem Schädel, gefunden. Von Stunde an war es aber in der Mühle nicht mehr geheuer. In jeder Nacht sah und hörte man den Geist des toten Müllers wehklagend und jammernd umhergehen. Um Mitternacht aber wurde es auf dem Mühlegut besonders grauenerregend. Da sah man den Toten auf dem Wagen stehend, mit den gestohlenen Fruchtbündeln und vier vorgespannten Pferdegerippen, den Mühlenweg hinaufstürmen, um dann droben, am grossen Stein, mit lautem Schrei zu zerschellen und nach geraumer Weile drunten in der Mühle die Fahrt neu zu beginnen. Was nützte es, dass der Chilchherr betend und mit Weihwasser durch alle Räume der Mühle ging; der Geist des Toten fand damit keineswegs die erhoffte Grabesruh, denn all das zusammengestohlene Gut, das dem Toten keine Ruhe liess, lag ja noch in der Mühle. Darauf verschenkte die einsam gewordene Müllerin das ganze Mühlengut einem

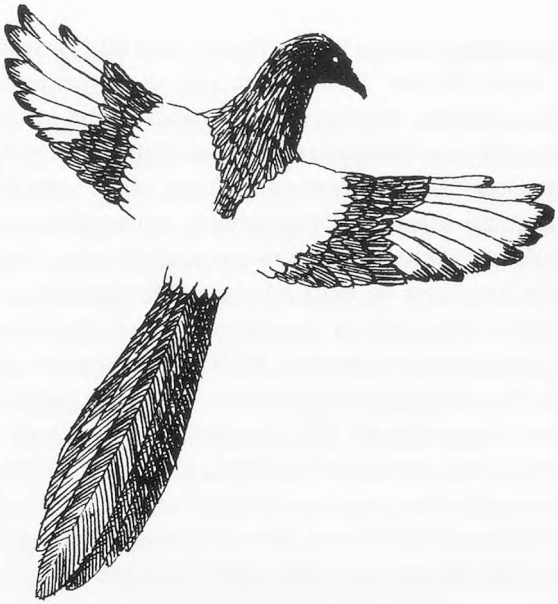
schon langjährigen, überaus treuen Knecht und all das eigene Mahlgut den Armen in weiter Runde. Darauf war von dem vorherigen Geisterspuk nichts mehr zu spüren. Aber immer noch wacht jener Müller droben beim grossen Stein mit dem Holzkreuz, dass kein Fuhrmann mit Pferdegespann und irgendwelcher Ladung dort vorbeifährt, ohne vom Wagen herunterzusteigen und die Pferde zu Fuss gehend weiterzuführen. Und weil dir diese sonderbare Pflicht unbekannt war und dir von niemand frühzeitig gesagt wurde, musstest du dein erlittenes Missgeschick ertragen. Immer noch, so hoffen wir, wird es uns durch unsere stete Unterstützung der Armen im Lande möglich werden, auch diesen Rest der göttlichen Strafe zu beenden. Das walte Gott. Und nun weisst du die wahre Ursache deines unliebsamen Missgeschicks. Wir zürnen dir nicht, weil ob deiner vermeintlichen Schuld uns einiger Schaden an Wagen und Pferden erwachsen ist. Wir bitten dich aber, dass du dich künftighin in deinem und unserem Interesse an das ungeschriebene, aber trotzdem unerbittlich geltende Weggesetz hältst. Spotte nie über diesen gewiss unliebsamen Umstand. Ziehe im Vorbeigehen viel lieber den Hut vor dem Kreuz und bete einige Trostesworte.»

Albert Grubenmann

De Vogt vo Schwendi

Gääser Dialekt

I de Schwendi, e Stond hönder Appezell, ischt emool e Schloss ond im Schloss en Edelmaa gsee. Der ischt allpott vor sin Torn anegsesse. En Bueb ischt vil dei verbii i d Beerg ggange gi Schotte hole. Deä Boeb hed sibe Gschwüschterti kaa ond ischt gad e Bröckli wiit vom Schloss dehääm gsee; im Rachetobel heds dei ghäässe. De Vatter hed gmahle n ond bbache. Jetz ischt de Boeb emool vor em Schloss zue döreggange, ond dr Edelmaa hed en aagredt, was de Vatter ond d Moetter teuid. De Boeb hed em zor Antwort ggee: «De Vatter macht ehggesses Brood, ond d Moetter macht böös of böös.» Dr Edelmaa hed wele wesse, was die Red bedüüti, ond doo ischt er inne woorde, ass dr Aalt daa Mehl, wonner verbache teu, nüd zahlt hei, ond di Aalt Bletz in e veschrenzts Bickli[31] büezi. Wo doo dr Edelmaa gfrooget hed, os wele Grönd si daa teuid, hed de Boeb gsääd: «Ebe dromm, wil du



öös alls Geld neescht.» Doo hed em dr Edelmaa traut, er well em de Hond aarääze[32]. Das Ding ischt goet; de Boeb gohd hää ond verzellt ales mitenand. Dröberabe geed em sin Vatter de Root, er söll gad en anderschmool d Taase n onderöberschi[33] trääge ond e Chatz dreetue. De Boeb machts ase n ond goht dereweg em Schloss zue. Dr Edelmaa stellt en wider z Red: «So, du Witznase, sele chaascht mer säge wedersch[34], hönd d Ägeschte[35] meh wiiss oder schwarz Federe?» De Boeb sääd: «Meh schwarz.» – «Woromm?» «Wil halt de Tüüfel meh mit de Zwingherre z schaffe hed äs d Engel.» Doo lood dr Edelmaa d Hönd aab. De Boeb nüd fuul ond lood d Chatz zor Taase n uus. D Hönd springid de Chatz noi, ond de Boeb hed änischt[36] möge lache; aber er hed si de gnoote[37] Weeg s Tobel aab gmacht. Dr Edelmaa ischt em mit eme Spiess noigsprunge, hed en e Stock onne n öberchoo ond z Tood gstoche. Me chaa si tenke, ass de Vatter vom Boeb vor Wuet schier gschummet ond si gschwoore hed, er well am Vogt Rooch neh. No i de gliiche Stond hed de Vatter d Puure os de ganze Noochberschaft zämmegruefe, ond denn hönd s em Edelmaa Füess gmacht. Er hed nüd emool bis in Fähnerespetz ui möge, so hed er scho gseä, wie s Füür zom Schloss uus gflackeret ischt.

Heinrich Altherr (nach Titus Tobler)

Zeno, der Waldschmied

Eingebettet zwischen der aussichtsreichen Hundwiler Höhi und dem langgestreckten Rücken des Kronbergs liegt heute das wohlansehnliche und idyllische Hochtal von Gonten. In alter, längst vergangener Zeit aber war es ein verlorenes, unwirtliches Wald- und Sumpfgebiet gewesen, über dessen faulen, glucksenden Wassern zur Nachtzeit die Irrlichter tanzten. Deshalb auch nannten die Bauern längs der Sitter jene einsame, stille Gegend «in den Gunten».

Dann kam der Tag, an dem Zigeuner in das Land des Alpsteins einzogen. Braunhäutige, grosse Männer führten die kleinen, strupphaarigen Pferde. Aus den tücherüberspannten Wagen aber sahen verstohlen schwarzhaarige, schöne Frauen mit ebenso dunklen Augen auf die Menschen dieses Landes. Es war indes leicht zu erkennen, dass die Leute und Tiere rechtschaffen müde und erholungsbedürftig waren und offensichtlich einen weiten Weg hinter sich hatten. Da ihnen die Gegend aber gefiel und die Ansässigen sich zu ihnen friedlich verhielten, erschien schon nach wenigen Tagen der Kadi der Zigeuner mit dem Gesuch vor Ammann und Rat, dass man ihnen eine Gegend zuweise, wo sie in Ruhe und ungehindert sich für einige Zeit niederlassen könnten. Mit der Bedingung, sich nicht dem berufsmässigen Bettel hinzugeben, wies man die Fremden nach dem Hochtal von Gunten. Lebten sie dort auch gemäss ihrer Stammessitten scheu und abgesondert in den ausgedehnten Wäldern, so hielten sie doch etwelche Nähe mit den Menschen der wenigen benachbarten Gehöfte. Ja, mit einem seltenen Sprachtalent lernten sie sogar ihre schwerfällige alemannische Mundart verstehen und trieben etwelchen Handel mit selbstgefertigten Sachen, mit Flickarbeiten und mit Wahrsagen.

Jahre gingen vorüber. Bis auf wenige Sippen waren die Zigeuner ihren ruhelosen Weg weiter gewandert. Andererseits aber hatte sich die einheimische Bevölkerung um ein Wesentliches vermehrt. Und wie der urbarisierte Boden nicht mehr ausreichte, wurden Wälder geschlagen, gerodet und neu besiedelt. So schwand auch der Hochwald auf der Hochebene von Gunten, – erst sonnseits des Tales, später auf den leichten Erhebungen, die aus dem Moorland emporragten. An einem der untersten Hänge des Kronbergs, im Quellgebiet des Weissbaches, lebte zu jener Zeit der Letzte aus dem Stamme der Zigeuner, Zeno, der Waldschmied. Auf einer Lichtung stand seine rohgefügte Hütte, und eine halbwilde Ziege teilte mit ihm das

Obdach. Abseits aber, windgeschützt hinter einem mächtigen Felsklotz, stand Zenos Schmiede. Hier reparierte er den Bauern Pflüge, Werkzeuge und Geräte. Und Zeno arbeitete gut und billig. Als Entgeld gaben sie ihm Brot, Käse oder weniges Geld. Und so erklang oft Zenos hellklingender Hammerschlag durch das weite, stille Tal, wenn er am Amboss stehend aus altem Eisen neue Geräte schmiedete.

Doch die Zeit blieb nicht still. Mit der zunehmenden Bevölkerung erschien auch eines Tages vom Hofe an der Sitter ein christlicher Glaubensbote und errichtete an geeigneter Stelle sonnseits der Ebene ein rohgezimmertes, mächtiges Holzkreuz. Sonntags, wenn das unweit daneben an einem mächtigen Eschenbaum aufgehängte Glöckchen seinen etwas scherbelnden Klang über das Land ertönen liess, kamen aus allen Gehöften die Leute herbei, um der Glaubensbotschaft zu lauschen. Nur einer kam beharrlich nie, Zeno, der Waldschmied. Wohl hörte auch er das helle Rufen von drüben; doch eigensinnig trotzte er. «Bhowane, unsere gute Mutter, hat mich in all den Jahren stets treu behütet; was soll ich nun zu dem neuen Gott hinübergehen?»

Und Zeno blieb weiterhin der Stätte des fremden Gottes fern. Dafür entfachte er auf seiner Esse ein mächtiges Feuer und legte ein Eisenstück nach dem andern in die helle Glut. Dann begann ein Hämmern, dass der Wald erdröhnte. Zeno schmiedete die Eisen zusammen und schuf ein erzenes Standbild seiner Gottheit. Wie es nach seinem Gefallen fertig war, pflanzte er es oben auf den mächtigen Felsklotz und freute sich seines Werkes. Und von dieser Stunde an hasste er den neuen Gott und den frommen Mann dort drüben.

Wie dann wieder Bauern zu seiner Schmiede kamen, sahen sie das Götzenbild auf dem Stein und waren entsetzt ob solchem Unglauben. Hatte ihnen nicht erst ihr Glaubenslehrer eindringlich genug erklärt, dass solches Tun ein unverzeihliches Verbrechen wider Gottes Gesetz sei! Und unverzüglich gingen sie zum Gottesmann, um ihm die Kunde vom schrecklichen Frevel zu überbringen. Der hörte sie ruhig an und versprach, morgen selbst nach der Waldschmiede zu gehen und mit Zeno zu reden. Dieser stand am Amboss und schwang den Hammer, als der Glaubensbote bei ihm erschien. Ernst, doch ohne sichtbare Erregung hatte dieser das eherne Bild betrachtet, ehe er sich an den ungeselligen Waldschmied wandte.

«Gott, der die Berge und Flüsse, die Wälder und auch uns Menschen erschaffen hat, will nicht, dass wir uns Bildnisse von ihm noch von heidnischen Götzen machen und sie verehren. Was soll das Ärgernis auf dem

Stein?» Zeno sah missmutig den Verächter seines kultischen Werkes an. «Ob du darin ein Ärgernis siehst, ist deine Sache. Ich habe dich nicht zu mir gerufen. Und sollte dir und deinem Gotte das Bildnis zuwider sein, dann geh von mir, eh dir mein Hammer den Schädel zertrümmert.»

Weder mit gütigem Zureden noch mit Warnen und Drohen vor Gottes Strafe war Zeno gefügig zu machen. Hartnäckig und unnachgiebig beharrte er auf dem Recht, zur Ehre seiner Gottheit und zum Beweis seiner Verehrung der Beschützerin ihres Volkes dieses eherne Zeichen zu erstellen. Möge jener all seinen Gläubigen von seinem Gotte erzählen; ihn und seine Göttin aber solle er in Ruhe lassen. Ein brütender, heisser Sommer lag seit Wochen über dem Land. An den sonnseitigen Hängen verdorrte das stehende Gras zu rostbraunem Heu. Allmählich begannen selbst die Brunnen zu versiegen, und Mensch und Tier litten Durst. Da rotteten sich die Bauern zusammen, denn nur des Waldschmieds Frevel war an der schrecklichen Dürre schuld. Vor seinem Holzkreuz aber wehrte ihnen der Gottesmann. «Unser Gott ist stark genug, den Schuldigen ohne euer Hinzutun zu strafen und den Frevel zu beseitigen.»

In den nächsten Tagen zog ein furchtbares Unwetter von den westlichen Anhöhen her. Blauschwarze Wolkenballen schoben sich schwer und drohend über das Land, und weissgraue, niedrig fliegende Nebelfetzen jagten gleich flüchtendem Wild vor ihnen her. Eine zwielichtige, absonderlich früh einbrechende Dämmerung und ein böiger Wind trieben die Bauern von den Feldern. Hinten in der Waldschmiede aber stand Zeno immer noch am Amboss. Der Feuerschein seiner lodernden Esse liess ihn das drohende Unheil nicht erkennen, und hell klangen seine Hammerschläge durch die fiebernden Lüfte. Dann brach der Gewittersturm los. Furchtbar zündeten die Blitze durch die Finsternis, und endloser Donner liess die Hütten der Menschen erbeben. An allen Windseiten rötete sich der erzürnte Himmel. Mächtige Wettertannen brannten blitzgetroffen gleich riesigen Fackeln, und selbst Gehöfte gingen unrettbar in Flammen auf.

Wie anderen Tages die Menschen nach bang durchlebter Nacht froh wieder des Himmels Bläue begrüssten, besahen sie die angerichteten Schäden auf ihren Besitzungen. Ein Bauer, dem am Vorabend ein Rind nicht heimgekehrt war, suchte nun dieses in den angrenzenden Waldungen, in welchen auch Zenos Schmiede stand.

War er auch anfänglich etwas erstaunt, den ganzen Morgen schon kein Hämmern von ihm zu hören, so war er noch mehr überrascht, ihn über-

haupt nirgends zu erspähen. Erst beim Nähertreten fand er ihn vom Blitz erschlagen tot neben dem Amboss am Boden liegen. Das eherne Standbild auf dem Felsklotz aber war verschwunden. Als ob es glühend in den Stein hineingeschmolzen wäre, war dieser nun rundherum erzhaltig geworden.

Viele Jahre sind seitdem verstrichen. Um die Stelle, wo einst das schmucklose Holzkreuz des Glaubensboten stand, ist inzwischen ein schmuckes Dorf mit geräumiger, stattlicher Kirche entstanden, und eine Bahn verbindet die Einwohner mit der Aussenwelt. Hinten aber im Quellgebiet des Weissbaches steht hart am Ufer des wilden Gewässers noch immer der mächtige Felsklotz der einstigen Waldschmiede, unberührt vom Wandel der Zeiten. Fischer und Jäger nennen ihn den «roten Stein», weil er über und über rostfleckig und sichtbar erzhaltig ist. Dazu zeigen sich an ihm unzählige Spuren von Blitzschlägen und Schmelzstellen als ewiges und sprechendes Mahnmal an Zeno, den Waldschmied, und sein Götzenbildnis.

Albert Grubenmann

Der unheimliche Fuchs

Da war einmal in Urnäsch eine Hexe, Christen Regi geheissen, von der man eine böse, dunkle Geschichte weiss. Dass diese Geschichte aber bekannt geworden ist und ihren guten Abschluss gefunden hat, verdanken wir einem beherzten Manne, der eines Tages nach Urnäsch zu seinem Freunde, einem Bauern, kam, der gerade trübsinnig draussen vor seinem Hause stand und immer wieder versuchte, seine Kühe an den Brunnen zur Tränke zu bringen. Wenn er sie aber glücklich beisammen hatte, fuhr gleichsam ein seltsamer Schreck in die Tiere, sie stoben plötzlich auseinander und irrten auf der Weide herum.

«Was ist denn los?» wollte der verwunderte Freund wissen und schüttelte doch einigermassen erstaunt den Kopf.

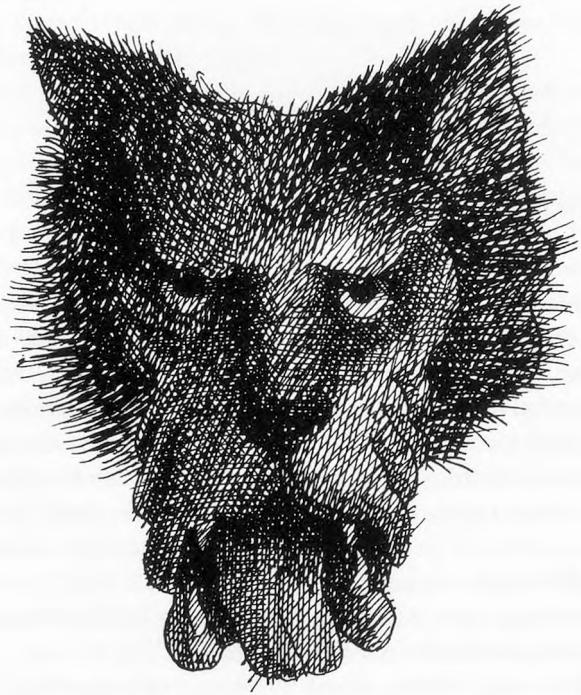
«Siehst du denn nicht», klagte der Bauer, «wie der Fuchs dort immer wieder in meine Herde hineinfährt und sie auseinandertreibt?»

«Das ist doch zum Lachen», meinte der Freund, «sich wegen eines Fuchses dermassen aufzuregen, schiess ihn doch tot!»

«Bst», flüsterte ängstlich der Bauer, «das ist nicht irgendein Fuchs. Das ist die Nachbarin, die Christen Regi, die Hexe. Wenn ich auf sie schiesse, fällt die Kugel doch auf mich zurück und trifft und tötet mich!»

«Dummes Zeug», antwortete der Freund, «Hexe hin oder her, morgen abend, wenn du die Kühe zur Tränke führst, setze ich mich da hinter den Busch und brenne dem Kerl eins auf sein rotes Fell!»

Der Bauer warnte, ja flehte sogar, er sollte dies nicht tun, so er sein Leben lieb habe, aber der Freund lachte nur, kümmerte sich nicht um die gutgemeinten Einwendungen des Bauern und stellte sich anderntags wie verabredet um die gleiche Zeit hinter einige Büsche auf die Lauer. Er musste nicht lange warten, da kam schon der Fuchs herangeschlichen, es war ein



richtiger, prächtiger, ausgewachsener Fuchs mit einem mächtigen, buschigen Schwanz. Unser Mann zielte, drückte, ein Knall!

Er bemerkte, dass er den Fuchs getroffen hatte, allem Anschein nach am Hals; der Fuchs blieb aber nicht liegen, sondern eilte davon.

Der erschrockene Bauer staunte eine lange Weile über diese unerwartete Wirkung, vermeinte nachher auch, sein Freund habe eine besonders gefeite Kugel benützt, was aber nicht der Fall war. Die beiden Männer waren noch im Gespräch vertieft, als des Nachbars Kind heftig atmend herübergesprungen kam und aufgeregt erzählte, die Christen Regi wäre soeben gestorben. Sie sei heimgekommen und habe am Halse heftig geblutet; jammernd wäre sie die Treppe hinauf- und hinuntergesprungen, aber dann sei sie plötzlich umgefallen und tot gewesen.

Nicht nur unser Bauer, sondern das ganze Dorf atmete auf, als sie von diesem unholden Wesen erlöst waren.

Nur im Hause der Hexe kehrte die Ruhe nicht ein. Nächtlicherweile irrte ihr Geist seufzend und ächzend im Hause herum, es polterte und lärmte gar fürchterlich, so dass niemand mehr in diesem verrufenen Hause wohnen wollte. Da anerbot sich Regis älterer Bruder, mit der Hexe schon fertig zu werden und zog ins Haus.

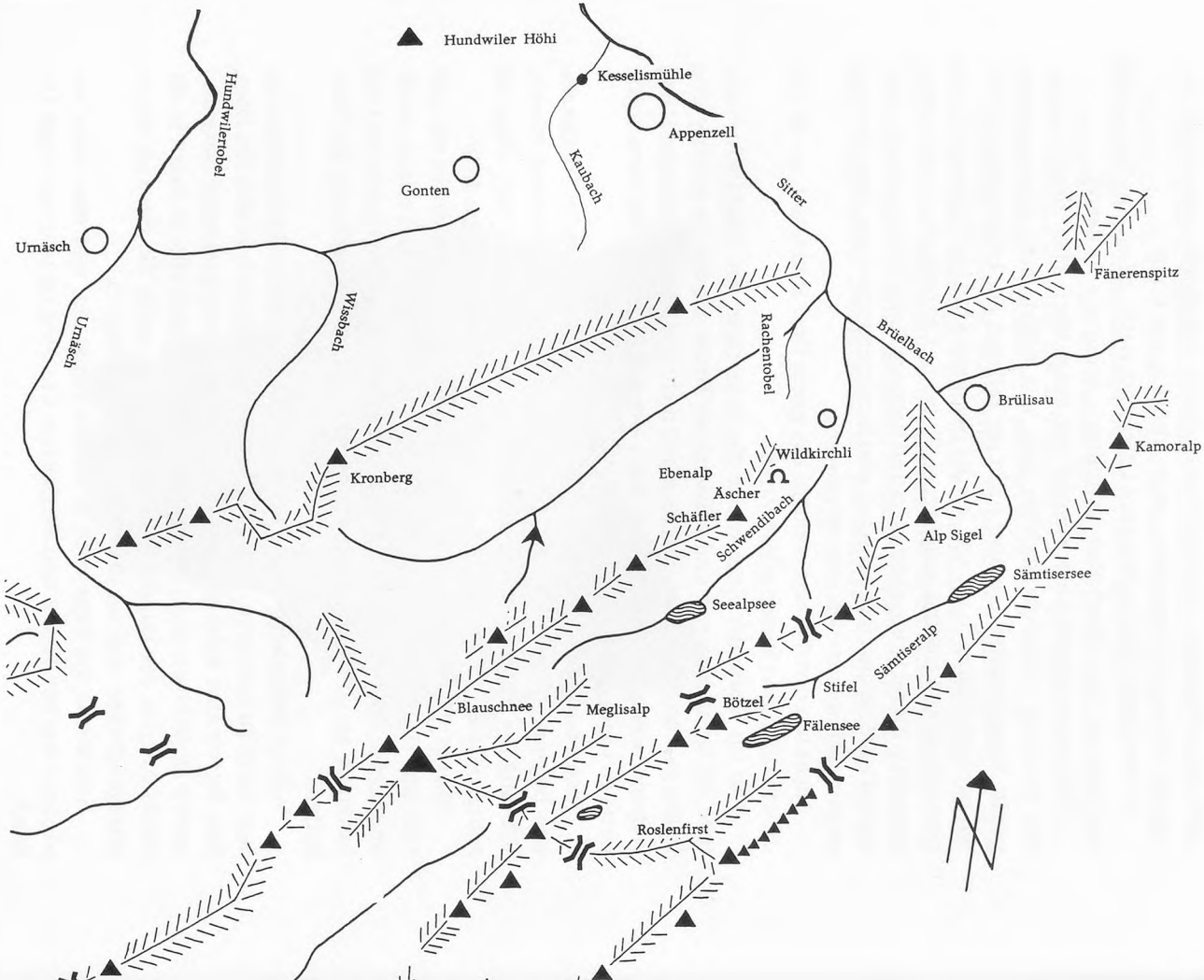
Wenn nun in der Nacht das Gepolter und Geseufze in der Sterbekammer begann, stürzte sich der Mann mit einem Säbel bewaffnet hinein, schwang ihn schrecklich hin und her und schrie in einem fort: «Regi, sei ruhig, oder ich zerhaue dich! Regi sei ruhig, oder ich zerhaue dich!»

Aber es war, als hätte er nichts gesprochen; die Unruhe wuchs wie eine Flut ums Haus, so dass auch der Bruder von einem Grauen erfasst wurde und keinen Ausweg mehr wusste als zu Messmers Seppli zu gehen und ihn inständig zu bitten, er möchte ihm doch bei der Austreibung der Hexe helfen.

Welche besonderen magischen Kräfte nun der Seppli besass, weiss die Sage nicht zu berichten, genug, um Mitternacht schlich er sich ins Haus, fing die wie eine Katze wild um sich schlagende und kratzende Hexe und sperrte sie in einen Sack. In der gleichen Nacht noch eilte er damit in die Stockfinsternis des Hundwilertobels hinunter, wo er die Hexe an einem unzugänglichen und nur ihm bekannten Orte begrub.

Nun kehrte die Ruhe auch in diesem Hause ein, und man hörte nie wieder etwas von Hexen und dergleichen Unwesen im schönen Dorfe Urnäsch.

Dino Larese


Hundwiler Höhi
Kesselismühle
Appenzell
Hundwilertobel
Gonten
Kaubach
Sitter
Urnäsch
Urnäsch
Wissbach
Fänerenspitz
Rachentobel
Brüelbach
Brülisau
Kamoralp
Kronberg
Wildkirchli
Ebenalp
Äscher
Schäfler
Schwendibach
Alp Sigel
Sämtisersee
Seealpsee
Sämtiseralp
Stifel
Blauschnee
Meglisalp
Bötzel
Fälensee
Roslenfirst

Hinweise

Alle Ortsangaben sind auf der Karte zu finden.

Ausnahme:	Oberriet – Ortschaft im Rheintal (östlich Fänerenspitz) Montafon – Illtal (südöstlich Bludenz in Österreich)
Sämtis oder Säntis	Nach Sonderegger: Säntis, Sämtis, älter Sämbtis stammt von iugum Sambutinum (850–855), heisst Alp, Berg des Sambutines; Besitz des am Samstag Geborenen. Der Name wurde auch für das ganze Alpsteingebiet gebraucht; iugum Sambutinum = Säntisjoch, Säntisgebirge

Worterklärungen

1	phaab	fest, kompakt
2	hellhääter	ganz hell
3	gröscht	hergerichtet, bereit gemacht
4	Handboeb	Jungsenn, Unterhirte
5	Fronfaschtezitt	Winterfronfasten 17.–20.12. So wie das Wetter ist, wird es das folgende Vierteljahr sein. Frühlingsfronfasten: 11.3.–14.3.
8	gügelirot	so rot wie der Kamm eines Gügeli, d. h. eines Hähnchens
7	vertattered	fassungslos, verlegen
8	Rohmschueffe	Rahmschüssel mit einem Griff, mit der der Rahm abgeschöpft wird
9	Sonntigshääss	Sonntagskleid, -tracht
10	aardlig	eigenartig
11	verzuuslet	zerzaust
12	Gööfli	Kind
13	oogwanet	ungewohnt
14	gmögig	umgänglich, gefällig
15	wädli	rasch
16	ghufftig	gehäuft
17	Püntel	Bündel
18	Bisiwetter	so rasch wie der Wind
19	verhaa	sich nicht mehr beherrschen, widerstehen
20	Schlompf	zusammengeraffte (Schürze)
21	gchifled	geschimpft
22	Bschesslig	Betrüger
23	verspidered	zersplittert
24	stuuchebläach	so weiss wie ein Leintuch
25	defriili	freilich
26	hetocht	Füllwort: gar nichts dergleichen
27	fagiere	herumfuchteln
28	Guraaschi	Mut (Lehnwort von courage)
29	Giitchrage	Geizhals
30	Lädweercherei	Substantiv von zu Leide etwas tun, zu Leide werken
31	Bickli	Stück, hier: ein Kleidungsstück
32	aarääze	nachhetzen
33	onderöberschi	verkehrt
34	wedersch	weder noch
35	Ägeschte	Elster
36	änischt	hier: wohl
37	gnoot	so rasch wie möglich

Literaturverzeichnis

Altherr Heinrich, Sonnesiits ond schattehalb, Schläpfer, Herisau, 1979

Grubenmann Albert, Sagen und Erzählungen aus dem Alpstein, Schläpfer, Herisau, 1985

Larese Dino, Appenzeller Sagen, Reinhardt, Basel, o.J.
Diese Sammlung enthält u. a. drei der von Heinrich Altherr in Mundart bearbeiteten Sagen: «De Sepp ond di schö Frau» («Die unerlöste Jungfrau»), «De Karfunkelstää» («Der Karfunkelstein») und «De Stefelhans» («Der Stiefelhans»).

Tobler Titus, Appenzeller Sprachschatz, Zürich, 1837

Appenzeller Kalender 1981, 1983 und 1987, Schläpfer, Herisau, Betrieb Trogen

Der goldene Griffel (Anthologie), Band II, Rorschach, 1957

Heimatbuch für Appenzeller, Heiden/Urnäsch, 1984

Lesebuch für die fünfte Klasse, Herisau, 1960

St. Gallerland, Kantonales Heimatbuch, St. Gallen, 1970

Lieferbare Titel aus der Schriftenreihe «Das Land Appenzell»

Altherr Heinrich	1	Die Sprache des Appenzellervolkes
Heierli Hans/Kempf Theo	2	Bau und Entstehung des Alpsteins
Schläpfer Walter	3	Die Landsgemeinde von Appenzell Ausserrhoden
Schläpfer H./Koller W.	5	Appenzeller Volksmusik
Sonderegger Stefan	6/7	Der Alpstein im Lichte der Bergnamengebung
Meier Hans	8/9	Das Appenzellerhaus
Altherr Jakob	10	Johann Ulrich Fitzi 1798–1855
Walser Emil	11	Die appenzellischen Gewässer
Fuchs Ferdinand/Schläpfer Hans	12	Festbräuche im Appenzellerland
Brugger Daniel	13/14	Die appenzellischen Eisenbahnen
Widmer Rudolf/Schmid Hermann Barandun Jonas	15/16	Aus der Tierwelt des Appenzellerlandes
Gruntz Johannes	17/18	Appenzeller Schüler und Gehilfen Pestalozzis
Thürer Georg (Hrsg.)	19	Sagen aus dem Appenzellerland
Amann Hans	20	Findige Appenzeller und Appenzeller Erfinder
Krayss Edgar/Keller Oskar	21/22	Geologie und Landschaftsgeschichte des voralpinen Appenzellerlandes
Amann Hans	23	Henry Dunant – Das Appenzellerland als seine zweite Heimat
Altherr Jakob	24	Gabriel Walser, Pfarrer und Geograph
Fuchs Thomas/Witschi Peter	25/26	Der Herisauer Schwänberg
Diverse	27/28	Wildtiere kennen keine Grenzen
verschiedene Autoren	29	Töbel und Höger, Literarisches aus dem Appenzellerland
Witschi Peter (Hrsg.)	30	Robert Walser – Herisauer Jahre 1933–1956
Zünd Marcel (Hrsg.)	31	Hans Zeller, Kunstmaler, 1897–1983
Blum I./Inauen R./Weishaupt M. (Hrsg.)	32	Frühe Photographie im Appenzellerland 1860–1950
Spirig Jolanda	33	Von Bubenhosen und Bildungsgutscheinen – Die Frauenzentrale Appenzell Ausserrhoden 1929–2004
Witschi Peter (Hrsg.)	34	Jakob Nef (1896–1977) – ein Appenzeller Nebelspalter
Fuchs Thomas u.a.	35	Mahlen – Bläuen – Sägen, 250 Mühlen im Appenzellerland
Altherr Fredi/Arpagaus Roman/ Heuscher Stephan, Witschi Peter	36	Fabrication – Kleine Industriegeschichte des Appenzellerlandes
Blum Iris u.a.	37	Olga und Hermann Rorschach – ein ungewöhnliches Psychiater-Ehepaar

Der Verlag Appenzeller Hefte, anlässlich der 450-Jahr-Feier der Kantone beider Appenzell 1963 gegründet, verfolgt mit der Herausgabe der Schriftenreihe «Das Land Appenzell» einen ideellen Zweck. Er will damit zur Kenntnis von Land und Volk am Säntis beitragen.

ISBN 978-3-85882-115-7

www.appenzellerverlag.ch